Der große Kurfürst

und seine Kinder.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1866.

Inhaltsverzeichniss.

Zweites Buch.

Der Kurprinz Carl Aemil.

Zweites Buch.

Der Kurprinz Carl Aemil.

1.
Gegen Frankreich.

Es geht nicht anders, sagte der Kurfürst, die Hand auf die Actenstücke legend, welche hoch aufgeschichtet auf seinem Schreibtische lagen. Ich habe mir Alles noch einmal überlegt und wohl erwogen. Ich muß diesen Weg einschlagen, ich kann nicht anders, denn ich würde dem Eide ungetreu werden, den ich als deutscher Reichsfürst geleistet, dem Kaiser von Deutschland allezeit meinen Beistand und meine Hülfe angedeihen zu lassen, sobald er dessen bedarf und darum nachsuchet. Nun aber bedarf der Kaiser Leopoldus wahrlich anjetzo gar sehr der Hülfe der deutschen Fürsten, denn der König von Frankreich ist mit ungeheurer Truppenmacht in die deutschen Lande eingefallen, und seine Armee raubt, brandschatzet

und verwüstet alle Städte und Ortschaften am Rhein, daß es ein Jammer und eine Qual ist. Der französische Herr hat zu diesen Mordbrennereien und Räuberthaten eine gar günstige Zeit ausgewählt, denn die Armeen des Kaisers stehen zu Felde gegen die Ungarn und Türken, und er kann sie dorten nicht entbehren und nicht theilen. Muß seine Streitkräfte dorten beisammen halten, um die rebellischen Ungarn und die blutdürstigen Ungläubigen zu bekriegen. Das weiß König Ludwig und sein Herr Kriegsminister Louvois, und so benutzten sie nun den Zeitpunkt und ließen ihre Armeen in Deutschland einrücken, und nehmen Besitz von ganz Elsaß und Lothringen, begehren die Pfalz als Erbtheil Frankreichs für die Herzogin von Orleans, die geborene Prinzessin von der Pfalz. Alle Festungen am Rhein nehmen sie mit Sturm, brennen die Städte nieder, die sich ihnen entgegensetzen wollen, und sind schon in ihrem fürchterlichen Zerstörungswerk so weit gekommen, daß der ganze Elsaß und die Pfalz einer Wüste gleicht. Nur Trümmer und Ruinen, welche den verzweifelten Menschen kein Obdach mehr bieten, sind noch übrig geblieben. Felder liegen unbebauet, und keine Nahrung ist mehr da für Menschen und Vieh. Der Jammer und die Noth der deutschen

Lande schreiet zum Himmel, und flehet um Abhülfe, und es müßten ja die deutschen Fürsten Barbaren sein, wenn sie von diesem Jammer sich nicht wollten rühren lassen, wenn sie den Nothschrei nicht hören wollten. Hat ihn ja doch der Kaiser selbst gehöret, und er ist ihm so zu Herzen gegangen, daß er trotz seiner eigenen Bedrängniß den General von Bournonville mit einer schnell zusammengerafften Armee dahin gesandt hat. Und nun rufet der Kaiser die deutschen Fürsten zur Hülfeleistung auf für die deutschen Lande. Nun mahnet er die deutschen Reichsfürsten an ihre Pflicht, zum Schutz der deutschen Grenzen das Ihrige zu thun. Saget selbst, wäre es da wohl möglich, daß ein deutscher Reichsfürst, wie ich es doch bin, sich dessen weigern, dem Kaiser und dem deutschen Reiche den pflichtmäßigen Beistand versagen sollte?

Eure Kurfürstliche Durchlaucht mögen aber die Gnade haben zu bedenken, daß Sie doch eigentlich die Hände nicht mehr frei haben! erwiderte Herr von Meinders, der Kurfürstliche Geheimrath und Staatsminister mit einem tiefen Seufzer.

Was heißt das? fragte der Kurfürst auffahrend. Wer kann sagen, daß ich meine Hände nicht frei habe, daß ich durch irgend etwas gebunden bin?

Durchlaucht vergeben, aber wenn man Bündnisse abschließt, so ist man durch dieselben eben gebunden! Und Eure Kurfürstliche Durchlaucht haben im vergangenen Jahre 1673 mit Frankreich den Vertrag von Vossem abgeschlossen, und in demselben sich verpflichtet, den Feinden des Königs fernerhin keinen Beistand zu leisten, sondern neutral zu bleiben. Dafür hat Frankreich alle in den Kurfürstlichen Rheinlanden und in Westfalen gemachten Eroberungen wieder herausgegeben, und Eure Durchlaucht noch eine Entschädigung von achtmalhunderttausend Livres gewährt.

Ihr wißt das Alles recht genau wie am Schnürchen aufzuzählen, Meinders, sagte der Kurfürst ungeduldig. Es kann's freilich Niemand so gut wissen, als Ihr, da Ihr der Friedensvermittler waret, und den Vertrag zu Vossem in meinem Namen unterzeichnet habt. Aber dazumal, als ich Euch nach Vossem sandte zu den Unterhandlungen mit Frankreich, da habt Ihr ganz und gar nicht solche Reden von den unzerreißbaren Verträgen und Bündnissen gehalten. Oder war ich damals etwa nicht auch mit anderen Mächten verbunden, und machte gemeinschaftliche Sache mit ihnen? War ich nicht mit Holland und England damals im Bündniß gegen Frankreich und stand gegen

Frankreich zu Felde? Damals aber schien es Euch nicht, als wären mir die Hände gebunden, und Ihr thatet alles Mögliche, um mich zu überzeugen, daß es meine Pflicht sei, meine Bundesgenossen zu verlassen, und mit Frankreich mich zu versöhnen.

Ihr wisset wohl, Durchlaucht, daß die Generalstaaten Euch großen Grund zur Unzufriedenheit gaben, denn sie bezahlten Euch nicht die ausbedungenen Subsidien, und sie nöthigten Eure Kurfürstliche Gnaden, zur Bestreitung der Kriegskosten von Ihren Domänen zu verkaufen und zu versetzen. Ihr waret daher berechtigt, das Bündniß mit Holland zu zerreißen.

Ach, jetzt habe ich Dich, wo ich Dich haben will, Meinders, rief der Kurfürst lebhaft. Hält mir etwa der König von Frankreich, was er mir im Tractat von Vossem versprochen hat? Wo sind die achtmalhunderttausend Livres, von welchen Du vorhin sprachest? Für dreißigtausend Livres schlechte Wechsel auf Danzig hast Du mir dazumal mitgebracht, und das Andere sollte in Baarem nachfolgen in kurzer Frist. Die schlechten Wechsel konnte ich nicht als Zahlung annehmen, denn es schien mir eines Fürsten unwürdig, mit schlechten Papieren statt des Geldes sich abfertigen zu lassen, und da ich nun darauf dringe, die ausbedungenen

Subsidien in Baarem endlich ausgezahlt zu erhalten, so bietet man mir statt dessen neue Verträge an.

Aber sehr vortheilhafte, Kurfürstliche Durchlaucht, bei denen Ihr bedeutend mehr Gelder erhalten sollet.

Redensarten, Versprechungen, ich kenne das, rief Friedrich Wilhelm achselzuckend. Ich sehe die Wahrheit, Meinders, und man täuscht mich nicht mehr mit schönen Redensarten! Der König von Frankreich hat kein Geld, und er denket den Narren mit mir zu spielen. Ich bin darüber dennoch sehr erfreuet, denn weil die Franzosen ihre Versprechungen nicht erfüllen, so bin ich auch nicht schuldig, die meinigen inne zu halten. Der König will mit mir andere Tractate machen, viele Summen Geldes geben, und hat die Mittel nicht, das Wenige, so versprochen ist, zu zahlen? Wie reimt sich das? Ich sehe recht gut, daß es auf lauter Betrügereien abgesehen ist. Und weil ich das sehe, so habe ich meine Maßregeln danach genommen, und danke Gott, daß ich den Franzosen durchaus nicht obligiret bin.*)

*) Des Kurfürsten eigene Worte. Siehe: F. Förster. Leben des großen Kurfürsten. S. 125.

Es ist also unwiderruflich? fragte Herr von Meinders. Eure Durchlaucht wollen also alle die Beleidigungen vergessen, über welche Eure Gnaden sich von Seiten des Kaisers so bitter beklagten? Eure Gnaden wollen nicht eingedenk sein jenes beleidigenden Briefes, welchen der Kaiser Euch dazumal schrieb, als Eure Kurfürstliche Durchlaucht den Vergleich zu Vossem abgeschlossen hatten?

Die Kaiserliche Majestät war dazumal sehr ärgerlich, weil ich mit Frankreich Frieden gemacht, und im Aergerniß, das wisset Ihr wohl, da leget man nicht jedes Wort auf die Wagschale, sondern saget Manches heraus, was nicht aus der Gesinnung, sondern aus dem Zorne hervorkommt. Zudem ist ein Hauptgrundsatz in der Politik und mehr noch in der Diplomatie, daß man kein Gedächtniß haben muß für die Vergangenheit, sondern immer nur die Gegenwart sehen, und die Zukunft im Auge halten, die Vergangenheit aber immer als abgethan betrachten muß. Es giebt in der Politik keine Freundschaften, keine Verwandtschaften, keine Feindschaften und keine unauflöslichen Verträge, sondern die Gesetze der Nützlichkeit und Nothwendigkeit entscheiden allein, und so kann es denn kommen, daß ein Todfeind von gestern heute ein Freund ist, und daß ein Vertrag,

dem man vor wenigen Wochen seine Unterschrift gegeben, nach kurzer Frist doch zerrissen werden muß, weil sich bessere und vortheilhaftere Bündnisse darbieten. Ich habe bei allem meinem Thun nur Eines im Auge: nach besten Kräften für mein Land und mein Volk zu sorgen, so viel Besitzstand als möglich zu erlangen, und dafür zu sorgen, daß ich meinem Nachfolger ein wohlgeordnetes, cultivirtes und mächtiges Erbe hinterlasse. Dieses merket Euch, Meinders! Wo der Vortheil meines Landes ist, da bin ich, und wo man diesen gefährden will, da wehre ich mich auf Tod und Leben. Keine Verträge und keine Satzungen können mir alsdann jemals die Hände binden, und mich verhindern, zu thun, was Rechtens ist für mein Volk und mein Land. Der Vertrag von Vossem hat seinen Nutzen gehabt, und ich mußte ihn eingehen, denn meine Kassen waren erschöpft, und da man den Truppen ihren Sold nicht zahlen konnte und sie auf Fouragiren und Plündern ausgehen mußten, so demoralisirten sie, und es war keine Armee mehr, sondern eine Rotte wilden Gesindels, das wir mühsam in Ordnung hielten. Da mußte ich mich wohl der Nothwendigkeit fügen und den Vertrag abschließen. Ich erhielt wenigstens dadurch meine drei westfälischen Festungen,

welche die Franzosen erobert hatten, wieder zurück, und konnte meine Soldaten nach Hause schicken, um mir eine neue Armee zu organisiren. Anjetzo aber bin ich zufrieden, daß Frankreich zuerst den Vertrag nicht inne gehalten, und die Gelder nicht gezahlt hat, so kann mir Niemand einen Vorwurf daraus machen, daß ich ihn nun auch nicht weiter estimire. Gebet Euch also zufrieden, Meinders, die Sache ist abgethan!

Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht zu Befehl, sagte Meinders mit einem tiefen Seufzer. Anjetzo erlaube ich mir, Eure Durchlaucht zu fragen, ob Hochdieselben dem Abgesandten des Königs Johann Sobieski und dem schwedischen Gesandten Wangelin die Gnade einer Audienz bewilligen wollen?

Wozu das, Meinders? Ich habe die Herren ja schon gestern empfangen, und aus ihren Händen die Schreiben ihrer Souveräne entgegen genommen. Der König Sobieski beschwöret mich in seinem Briefe gar beweglich, der glorreichen und kostbaren Freundschaft des erhabenen Königs von Frankreich nicht zu entsagen, denn selbiger halte gar große Stücke auf mich, und gedenke mich zu einem mächtigen und angesehenen Fürsten in Deutschland zu poussiren. Er kann das freilich

wissen, der König Sobieski, denn seine Gemahlin ist eine französische Dame, welche vom König von Frankreich eine bedeutende Pension erhält, und sehr genau Bescheid weiß am französischen Hofe.

Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht darf ich aber versichern, daß nach meiner Ueberzeugung der König von Polen nur in seinem Briefe die Wahrheit berichtet hat. König Ludwig von Frankreich spricht von Eurer Durchlaucht stets mit der höchsten Bewunderung, und mehr als einmal hat er mich versichert, daß er allezeit bereit sei, Eurer Gnaden förderlich zu sein, und Euch so zu poussiren, daß Ihr der mächtigste deutsche Fürst würdet, und dem Kaiser die Wage halten könntet.

Nur müßte dann der mächtigste deutsche Fürst sich natürlich verpflichten, immer der gehorsame Vasall des Königs von Frankreich, als Dessen, der ihn groß gemacht und poussiret hat, zu bleiben. Ich bedanke mich für solches Vasallenthum, und ich muß Euch sagen, daß ich von Niemandem poussiret und groß gemacht werden will, als von mir selber. Ich will für das, was ich bin und sein werde, Niemandem zu Dank verpflichtet sein, als dem lieben Herrgott im Himmel allein. Er möge meinen Geist erleuchten mit der rechten Kraft und Einsicht, damit ich allezeit die rechten Mittel und

Wege einschlage, welche zu dem großen Ziele führen, das ich mir gesteckt habe. An Seiner gnadenvollen Hand will ich auf diesen Wegen dahin wandeln, aber keines andern Fürsten Hand soll mich dahin geleiten, und wenn ich auf dem Wege falle und strauchle, und wenn ich mein Ziel nicht erreiche, so ist das immer noch besser und ehrenvoller, als es zu erreichen durch anderer Fürsten Hülfe. Es ist besser, zu sterben als ein unabhängiger Fürst, denn zu leben als ein abhängiger. Dieses saget den Gesandten von Polen und Schweden, welche mich mit der Freundschaft und Gnade Frankreichs locken wollen, denn das ist justement mein Ziel, daß ich ein unabhängiger, freier Fürst sein will, und dabei ein angesehener und mächtiger Fürst, der die Schale sinken macht, in welche er sein Schwert leget, und dessen Name bei Freund und bei Feind einen guten und vollen Klang hat.

Eure Gnaden sehen wohl, wie sehr das schon jetzt der Fall ist, denn es bewerben sich alle Mächte um Eure Gunst und um Eure Bundesgenossenschaft. Die Furcht vor Eurer hohen Bedeutsamkeit fänget schon an den deutschen Kaiser zu ängstigen, derohalben, wie der Herr von Jena Eurer Gnaden erst jüngst berichtet hat, die Herren in Wien es ganz unverhohlen sagen: es wäre nicht

gut, daß man den Kurfürsten von Brandenburg mehr wachsen lasse, sondern es wäre nöthig, daß Hochderselbe gedemüthigt werde. Derohalben, um Eurer Kurfürstlichen Gnaden Ihre Abhängigkeit vom Kaiser als deutscher Reichsfürst recht einzuschärfen, und Euren Stolz zu beugen, begehret der Kaiser anjetzo, daß Ihr ihm Hülfe leistet und ihm Truppen stellet gegen Frankreich, obwohl es ihm gar gut bekannt ist, daß Ihr durch den Vergleich von Vossem mit dem Könige von Frankreich Frieden und Neutralität geschlossen, und demgemäß das Schwert eigentlich nicht erheben könnet gegen König Ludwig.

O, ich werde es erheben, und es soll mich Niemand daran hindern, rief der Kurfürst lebhaft. Ich bin vor allen Dingen deutscher Reichsfürst, und Frankreich bedrohet unser großes Vaterland, es bedrohet Deutschland, und derohalben giebt es für mich nur eine Pflicht, ich muß dem deutschen Kaiser helfen die deutsche Reichsgrenze zu schützen, und den Franzmann zurückzuweisen. Gieb Dir keine Mühe weiter, es ist eine abgethaene und beschlossene Sache, und ich habe schon ohne viel Geräusch alle Vorbereitungen getroffen und Alles eingeleitet. Es sind auch heute Morgen schon von unserem Gesandten in Wien Depeschen eingelaufen,

und Herr von Jena vermeldet mir, daß alle meine Forderungen vom Kaiser gar bereitwillig zugestanden worden. Wir marschiren, mein lieber Meinders, der Vertrag von Vossem hat keine Gültigkeit mehr. Der Kurfürst von Brandenburg ist nunmehr wieder der Bundesgenosse des deutschen Kaisers und tritt dem Schutz- und Trutzbündniß bei, welches dieser mit Holland und Spanien gegen Frankreich abgeschlossen hat. Nun könnet Ihr Diplomaten Eure Federn niederlegen und ein wenig ausruhen, denn wir Kriegsleute nehmen nun wieder das Schwert in die Hand, und gedenken mit unseren Kanonen zu dem räuberischen Frankreich zu sprechen von den Völkerrechten und der Unverletzlichkeit der Grenzen. Gehe nun, Meinders, und künde den Gesandten, daß sie vergeblich gekommen sind. Alsdann kannst Du Dich auch zu meiner Frau Gemahlin verfügen, und der Frau Kurfürstin ein wenig Mittheilung machen von dem, was wir Beide hier verhandelt haben. Ich weiß ja, Du treibest zuweilen mit der Frau Kurfürstin Politik! Und sage Ihrer Gnaden, auch ich würde recht bald zu ihr herüberkommen, um mich über einige wichtige Dinge mit der Frau Kurfürstin zu besprechen. Zuvörderst aber habe ich noch einige Audienzen zu ertheilen. —

Der Geheimrath Meinders war also entlassen. Mit trüben Mienen und einem schweren Seufzer wandte er sich ab und ging langsam hinaus.

Nun, sagte der Kurfürst aufathmend, es ist mir recht sehr lieb, daß ich dem Meinders die Botschaft übertragen habe, es der Kurfürstin mitzutheilen. Sie wird sicherlich etwas indignirt sein, denn sie hält es mit Frankreich, und deshalb ist es mir recht angenehm, wenn der erste Sturm sich erst ein wenig ausgetobt und sie sich etwas calmirt hat.

Die Thüre des Vorzimmers ward jetzt geöffnet, und der Kammerlakai meldete, daß der Herr Herzog von Croy, der Statthalter in Preußen, im Vorzimmer sei, und um Audienz bei Seiner Kurfürstlichen Gnaden bitte.

Der Kurfürst befahl lebhaft, ihn sogleich einzuführen, und ging sodann dem Eintretenden hastig einige Schritte entgegen.

Herzog, sagte er lebhaft, Du hast mein Schreiben, welches ich Dir vor vierzehn Tagen durch einen Courier sandte, doch erhalten, bevor Du abgereist bist?

Ja, Durchlaucht, ich habe es erhalten, erwiderte der Herzog ernst.

Und Du kommst jetzt selbst, mir die Antwort

meiner getreuen Stände zu melden? Bringst wohl gar da in dem Packet, welches Du auf den Stuhl gelegt hast, schon Wechsel und Geldpapiere mit, deren ich, wie Du weißt, so nothwendig bedarf?

Kurfürstliche Durchlaucht, in diesem Packet ist allerdings die Antwort auf Eurer Gnaden letztes Rescript an mich, sagte der Herzog mit trauriger Stimme, und da ich Niemand es übertragen mochte, sie Euch zu überbringen, so habe ich mich selbst auf die Reise begeben, und bin hieher gekommen.

Nun, laß also hören, Herr Statthalter von Preußen! Ich habe Dir eigenhändig vermeldet, daß ich zu einem nahe bevorstehenden Feldzuge durchaus der Beisteuer meiner preußischen Stände bedarf, und daß ich Euch aufgeben müßte, überall von den Gutsbesitzern und Bauern die Hufensteuer auf das schleunigste einzutreiben, sowie in den Städten die Accise zu errichten, und sie von den Ständen anerkennen zu lassen, wie ich solches befohlen! Hast Du meinen Befehlen Genüge gethan, Herr Statthalter in Preußen?

Kurfürstliche Durchlaucht, wenn ich das im Stande gewesen, so würde es für mich nicht nöthig gewesen sein, hieher zu kommen, und ich hätte als-

dann Eure Gnaden nur die freudige Antwort durch einen Courier zu vermelden gehabt.

Dein Packet enthält also eine traurige Antwort?

Ja, Durchlaucht, eine sehr traurige Antwort, erwiderte der Herzog, indem er das Packet von dem Stuhle aufnahm und mit demselben sich dem Kurfürsten näherte. Dann hob er den blauen, papiernen Umschlag von demselben ab, und reichte die schwarze, länglich runde Masse, welche sich in demselben befand, dem Kurfürsten dar.

Was ist denn das? fragte dieser überrascht. Das ist ja hart und schwer wie Stein. Was soll's damit?

Durchlaucht, sagte der Herzog von Croy feierlich, das ist ein Brod, wie es in Preußen die Bauern auf dem Lande sich backen.

Ein Brod, rief Friedrich Wilhelm, dasselbe von allen Seiten betrachtend und betastend. Aber das riecht weder wie ein Brod, noch hat es das Aussehen davon! Es ist hart wie ein Stein.

Durchlaucht, die armen Bauern benetzen es so lange mit ihren Thränen, bis es feucht und weich geworden, und dann essen sie es. Der Hunger thut gar weh, und in der Verzweiflung solchen Hungers haben die armen Leute dieses Brot ge-

backen, welches doch vom Brot nichts hat als die äußere Form, und nur aus Kleie und geriebener Baumrinde besteht.

Das ist freilich eine schlimme Nahrung für Menschen, sagte der Kurfürst, traurig sein Haupt schüttelnd. Solch Brot scheint ja selbst zum Futter für das Vieh zu schlecht, und es wird von Menschen genossen!

Ja, von Menschen, Durchlaucht! Wenn man diese armen, ausgemergelten Gestalten, welche wehklagend, mit stierem Blick, mit glanzlosem Auge, ohne einen Schimmer von Geist, und ohne Gefühl und Theilnahme für Alles, was sie umgiebt, selbst für ihre Väter und Mütter, selbst für ihre Kinder, so sehr hat das Leiden sie entartet und stumpfsinnig gemacht, wenn man die noch als Menschen betrachten kann. Es herrscht eine solche Armuth und ein solcher Jammer in dem unglücklichen Preußen, daß Niemand mehr den Muth und die Kraft hat, zu arbeiten. Die Felder und Aecker liegen unbebauet, denn es mangelt an Korn zur Aussaat, und nur Disteln und Dornen wachsen auf den Aeckern. Es giebt keine Hausthiere mehr; um das Vieh nicht sterben zu lassen vor Hunger, hat man die abgemagerten Schweine, Pferde und Schafe geschlachtet, und nachdem diese letzten Lecker-

bissen verzehrt sind, freut sich das arme Volk, daß anjetzo keine Schweine mehr da sind, welche ihnen die Treber streitig machen, denn Spreu und Treber, und Dornen und Disteln, das ist anjetzo die Nahrung der Menschen.

Wahrlich, Herzog, Du machest mir da eine gar fürchterliche Schilderung von dem Nothstand in Preußen, seufzte der Kurfürst, und das Herz im Leibe thut Einem wehe, wenn man es hört. Aber ich hoffe, Herr Statthalter in Preußen, Du malest ein wenig mit zu schwarzen Farben, dieweil Du mir begreiflich machen willst, daß die Preußen mir keine Hufensteuer zahlen und die Stände mir keine Accise bewilligen wollen.

Durchlaucht, sie können nicht! rief der Herzog von Croy energisch. Wenn der allmächtige Gott und die Gnade des Kurfürsten es nicht ehestens ändern, so werden auch diejenigen, welche noch jetzt in mittelmäßigem Wohlstand und mit geringen Mitteln leben, gleich den bereits ganz verarmten und zu Hunderten auf den Straßen herumgehenden Bettlern, die vormals wohlhabende Leute waren, entweder auch den Bettelstab oder eine andere Lebensart ergreifen müssen.*)

*) Die eigenen Worte des Herzogs von Croy. Siehe: Orlich, Das Leben des großen Kurfürsten. I.

Das heißt, sagte der Kurfürst mit verdüsterter Miene, Du willst sagen, daß ich keine Aussicht habe, die benöthigten Gelder zu bekommen?

Durchlaucht, ich beschwöre Eure Gnaden, daß Ihr wollet Nachsicht haben und die Zeitumstände bedenken. Es herrschet in Preußen eine solche Noth und Verwirrung, daß man nicht eines Schillings Meister ist. Kürzlich wollten die zum Geläute bestimmten Tagelöhner zur Predigt nicht mehr läuten, weil sie ihr Geld nicht bekämen. Die Flurschützen und Schloßwächter haben auch ihren Dienst aufgesagt. Ein armer reformirter Prediger kam mit Thränen zu mir, um mir zu klagen, daß er auf die Kurfürstlichen Assignationen kein Geld erhalten kann. Selbst die Präsente, welche wir im vorigen Jahre für die moskowitische Gesandtschaft machen mußten, sind noch nicht bezahlt, und sollte wieder ein Gesandter durch Preußen kommen, so muß er auf der Straße campiren.*) Ich beschwöre Eure Durchlaucht, gebet meinen inständigsten Bitten nach und dringet anjetzo nicht auf neue Zahlungen. Die Verzweiflung der Stände ist so groß, daß sie gar nichts mehr scheuen, und ich habe sie nur mit Mühe verhindert, einen offenen Protest,

---

*) Des Herzogs eigene Worte. Siehe: Orlich, Leben des großen Kurfürsten. I.

der in gar traurigen und verwegenen Worten abgefaßt war, an Eure Kurfürstliche Durchlaucht zu senden.

Sie haben mir also wieder trotzen wollen, diese rebellischen Königsberger und Preußen? rief der Kurfürst mit aufflammender Zornesröthe. Es ist also ihr obstinater Sinn noch nicht gebeuget, obwohl sie gesehen haben, wohin das führet! Es ist noch nicht zwei Jahre her, daß der hochverrätherische Mensch und schändliche Empörer, der von Kalkstein, sein frevelhaftes Beginnen mit dem Tode hat büßen müssen. Es schmachtet der andere Rädelsführer, der Rhode, noch im Gefängniß, aus welchem er nur durch den Tod wird erlöset werden, und die rebellischen Preußen sind noch nicht belehret von diesen Beispielen, und sie wollen schon wieder wagen, mir zu trotzen und in ungebührlicher Weise ihrem Landesherrn sich gegenüber zu stellen? Aber ich werde sie lehren, endlich zu begreifen, daß ich Herr bin, der souveräne Herzog von Gottes Gnaden, nicht von Stände Gnaden, und sie sollen sich mir unterwerfen in Demuth und Gehorsam, entweder mit Güte oder mit Gewalt. Ich habe von ihnen nichts gefordert und begehret, was sie nicht schuldig und verbunden sind mir zu leisten, und wenn doch diese Herren so

gar viel auf ihre Verfassung und auf das geschriebene Gesetz halten, so sollen sie sich erinnern, daß gerade ihre Verfassung ihnen vorschreibt, den Landesherrn bei ausbrechenden Kriegen zu southeniren und ihm die benöthigten Gelder zu verwilligen durch Ausschreibung einer Hufensteuer und Anordnung einer Accise, deren Dauer von den Ständen zu bewilligen und zu bestimmen ist. Ihr habet mir da ein Brot gebracht und gesaget, daß solches von den armen Leuten gegessen wird, und wahrlich, mein Herz ist darob voll Jammer und Wehklage, denn es kann wohl für einen Landesvater keinen größeren Schmerz geben, als wenn er die Noth seiner Landeskinder siehet und weiß, und ihnen doch nicht zu helfen vermag. Aber sollen denn diese Armen, welche keine Hufe Landes besitzen, mir etwa die Hufensteuer bezahlen? Es sind die Herren Gutsbesitzer, welche mir solche zu entrichten haben, und welche es mir verweigern, weil sie zugleich die Herren Stände sind. Sie fahren einher in prächtigen Carrossen, sie kommen zusammen zu Festereien und Gastgelagen, sie lassen es sich an nichts mangeln, und haben sogar noch Geld übrig, um diejenigen zu unterstützen, welche wider *mich*, ihren angeborenen Landesherrn, und gegen ihre rechtmäßige und gerechte Regierung re-

voltiren, wie die Herren Stände ja solches gethan bei dem von Kalkstein, dessen Wittwe und Kindern sie ja nach seiner Hinrichtung Unterstützung und Pensionen ausgesetzt haben! Wenn sie solchermaßen Geld haben, um die Empörer und ihre Familien zu unterstützen, so sollen sie auch Geld haben, um ihrem Landesherrn die Steuer zu bezahlen, deren er nicht für sich, sondern zum Wohle seines Landes bedarf, um demselben Ehre, Ansehen und Recht zu verschaffen. Du hast mir gar beweglich die Noth der armen Leute in Preußen geschildert, Herzog von Croy, aber von den Herren Ständen und Gutsbesitzern hast Du mir nichts gesaget, und darum habe ich nun Deinen Bericht ergänzet und hinzugefüget, was Du hattest fehlen lassen. Ich bedarf zur Einkleidung und Vergrößerung meiner Miliz, mit welcher ich jetzt in den Krieg ziehen will, großer Summen Geldes, und alle meine Provinzen müssen dazu ihre Beisteuer zahlen, Preußen nicht minder als die anderen. Solches ist mein Bescheid, Herzog, und Du magst ihn den widerspenstigen Herren Ständen mit heimbringen!

Das heißt, Eure Kurfürstliche Durchlaucht weisen mich vollständig ab, und ich habe vergeblich die weite Reise von Königsberg hieher gemacht?

Ich wollte, Du hättest es nicht gethan, denn

Du konntest zum Voraus wissen, daß ich nicht ablassen konnte und würde von dem, was ich nach reiflicher Erwägung und aus Gründen der Nothwendigkeit beschlossen habe, und was daher unwiderruflich ist. Es lässet sich ohne Mannschaft und Kriegsbedarf kein Krieg führen, und man hat nur dann Aussicht auf Erfolg, auf Ehre und Ruhm, wenn die Mannschaft gut ausgerüstet und in hinlänglicher Anzahl vorhanden ist. Den Krieg aber konnte und wollte ich anjetzo nicht vermeiden, sondern ich muß ihn führen als deutscher Reichsfürst und zugleich als souveräner Kurfürst, zur Ehre meines Volkes und meines Landes! Aber mache mir nicht ein so trauriges Gesicht, Herzog, und verzage nicht, wenn es anjetzo auch schlimm aussiehet. Es werden bessere Zeiten kommen für uns Alle, und Ich werde es sein, welcher sie mit Gottes gnädiger Hülfe herbeiführet. Davon habe ich die feste Ueberzeugung, weil ich dazu den freudigen und unerschütterlichen Willen habe. Man muß aber mit zuversichtlichem Muthe durch die bösen Jahre hindurch, um zu den guten zu gelangen; denn wer die Gefahren scheuet, der kommt niemals zum Siegen, und wer nicht den Muth hat, durch die Finsterniß der Nacht zu gehen, der wird niemals den Sonnenaufgang schauen! Ich hoffe aber, daß

die Sonne dereinst aufgehen soll über allen meinen Landen, und was an mir ist, das will ich sicherlich und mit aller Kraft dazu thun, und Du, Herzog, und alle meine Getreuen, Ihr müßt mir dabei helfen, und freudig sein, anstatt zu verzagen.

Solches will ich auch gewiß nicht thun, Durchlaucht, rief der Herzog eifrig. Ich sehe aber in Königsberg und in ganz Preußen so viel Noth und Elend, daß es mein Herz erbarmet, und ich nicht umhin kann, Mitleid mit der armen, hungernden Menschheit zu haben.

Und vermeinst Du wohl, daß ich solches nicht habe? fragte der Kurfürst. Vermeinst Du wohl, daß mir nicht das Herz blutet und ich schier weinen möchte, wenn ich das Brot da sehe und mir denke, daß es welche von meinen lieben Unterthanen sind, die solches essen sollen? Aber ich kann es doch anjetzo nicht ändern, und es ist ja auch nicht meine Schuld. Wenn ich aber durch glückliche Kriegführung meinem Volke den Frieden wiedergegeben, mein Land vergrößert und meine Einkünfte vermehrt habe, dann hoffe ich doch, für meine lieben Unterthanen eine Zeit herbeiführen zu können, wie sie der kluge und tapfere König Heinrich der Vierte von Frankreich ersehnte, eine Zeit, in welcher jeder Bauer zu Mittag ein Huhn in seinem

Topfe kocht! Auf solche Zeit wollen wir uns getrösten, und Gott walte, daß ich sie herbeiführen kann! —

Ja, wiederholte Friedrich Wilhelm, nachdem der Herzog von Croy ihn verlassen hatte, ja Gott walte, daß ich solche schöne und segensreiche Zeit für mein Volk herbeiführen kann! Dafür lebe, dafür arbeite und kämpfe ich, und das ist ja das einzigste Ziel meines unruhigen, vielbewegten und friedlosen Daseins. Hilf mir, mein Gott, hilf mir, daß ich nicht umsonst gelebt habe, sondern laß mich mein Ziel erreichen!

Kurfürstliche Gnaden, meldete der eintretende Kammerlakai, der Herr Probst Müller ist so eben in's Vorzimmer gekommen, und sagt, es hätten der Herr Kurfürst ihn hierher bestellt.

Und solches ist die Wahrheit, sagte der Kurfürst. Laß den Herrn Probst eintreten.

2.
Wissenschaft und Kunst.

Der Kammerlakai öffnete die weite Flügelthür und rief mit lauter Stentorstimme den Herrn Probst Müller herbei. Sofort erschien auf der Schwelle der Thür die große, hagere Gestalt des gelehrten und hochberühmten Herrn Professors und Probstes.

Ein enganschließender Ueberrock von schwarzem Tuch umhüllte seine hagere Gestalt und reichte hernieder bis auf die Kniee zu den schwarzledernen Kniegürteln mit den Stahlschnallen, welche die schwarzseidenen Strümpfe an den kurzen Beinkleidern von schwarzem Atlas befestigten. Die Füße waren bekleidet mit glänzenden Lederschuhen, welche mit rothen Hacken und großen Schnallen verziert waren; um das ernste, ehrwürdige Angesicht flossen im künstlichen Durcheinander die

braunen Locken einer großen Alongenperrücke bis auf die hohen, nicht ganz gleichmäßigen Schultern nieder, an welchen hinterwärts ein kleiner Mantel von schwarzer Seide befestigt war, welcher dem Herrn Probste das Ansehen eines fahrenden Schülers gab und gar wenig paßte zu seinem Ernst und seiner Gravität.

Nun, da bist Du also wieder heimgekehret, rief ihm Friedrich Wilhelm entgegen, und ich hoffe mit gutem Erfolg, denn ich sehe, Du bringst da unter Deinem Arme ein Packet, worinnen sich wohl etwas von unseren erhandelten Schätzen befinden wird.

Ja, Kurfürstliche Durchlaucht, so ist es, erwiderte der Probst mit hochwichtiger Miene. Es ist mir gelungen, die Befehle meines Kurfürstlichen Herrn richtig und getreulich auszuführen. Ich begab mich, wie Eure Durchlaucht mir solches befohlen, nach Lentzen, um mit dem Admiral Giesel von Lier, welcher sich dorten nach langen Weltfahrten niedergelassen, zu verhandeln wegen der chinesischen Schriften, welche der Admiral Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht zum Verkaufe hat anbieten lassen. Es kam nun doch vor allen Dingen darauf an, sich zu überzeugen, ob dieser Kauf auch der Mühe verlohne, und ob die Bücher durch

ihren erhabenen und schönen Inhalt auch des hohen Preises würdig wären, welche der Admiral dafür forderte.

Nun, und Du fandest sie würdig, mein hochgeehrter und gelehrter Herr Probst? fragte der Kurfürst lebhaft.

Ich fand sie würdig, erwiderte der Probst mit feierlicher Betonung, und ganz durchdrungen von seiner Weisheit und Bedeutung. Es enthalten diese chinesischen Bücher des Admirals Giesel von Lier Schätze von unbezahlbarem Werthe. Es befinden sich darunter die seltenen und kostbaren Schriften des Confucius, sodann die herrlichen und unnachahmlichen Gedichte des Lili-Pe, vor allen Dingen aber die vier großen Wunderbücher, Sse-ta-khi-schu, welche die vier großen historischen Romane enthalten, benamset: der erste, San-kue-tschi-yan-i, der zweite, Schui-ku-tschuan, der dritte, Si-yéu-ki, und der vierte, King-phing-wei. Außerdem noch das berühmte Werk: Yuen-dshin-pe-tschong, welches eine Sammlung von hundert Dramen aus der Zeit der Dynastie der Mongolen enthält.

Ich freue mich wahrlich Eurer großen Gelehrsamkeit, und wie Ihr das Alles so am Schnürchen habt, sagte der Kurfürst freundlich. Es muß eine

gar große Wonne sein, so durch Studium und Gelehrsamkeit einzudringen in den Geist fremder Völker und sich die Pforten einer ganz fremden und ungeahneten Welt aufgethan zu sehen. Wenn es Gott mir gnädiglich gewähret, daß ich dermaleinst meinen Landen den Frieden dauernd gegeben habe, dann sollet Ihr mein Lehrmeister werden, mein lieber Probst Müller, und ich will Euer Abc-Schüler in der chinesischen Sprache werden. Bis dahin muß ich mich aber nun wohl damit begnügen, daß ich für Diejenigen, welche glücklicher sind als ich, und mehr Zeit und Muße haben, ihren Studien nachzuhängen, diese schönen Bücher kaufe, und sie meiner Bibliothek einverleibe. Ihr habet sie also von dem Admiral glücklich erstanden, diese kostbare Sammlung chinesischer Bücher?

Ja, Kurfürstliche Durchlaucht, auf mein vieles Bitten und Zureden hat sich der Admiral herbeigelassen, dieselben Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht für den Preis von zweitausend Thalern zu verkaufen, und es ist dieses in Anbetracht ihres Werthes und ihrer Seltenheit ein außerordentlich geringer Preis.

Das scheint mir auch so, rief der Kurfürst, besonders da ich hoffe, daß diese chinesische Büchersammlung unseren Unterthanen zu Nutzen und

Frommen gekauft ist, und daß sie dereinst durch den Vortheil, der uns daraus erwachsen soll, gar prächtige Zinsen tragen wird. Wenn nur recht viele Jünglinge und Männer sich von Euch nun in der chinesischen Sprache unterrichten lassen, und mit Euch diese schönen Werke lesen wollten, dann könnte ich zuletzt meine Idee, welcher ich schon lange nachhänge, zur Ausführung bringen, und es möchte sich dann wohl die Handelsverbindung mit Ostindien und China, welche für uns sehr vortheilhaft sein würde, anknüpfen lassen. Dazu ist aber die Kenntniß der chinesischen Sprache sehr nützlich und nothwendig, und darum will ich dieselbe nach allen Kräften fördern.

Es enthalten aber außerdem auch diese Werke einen unerschöpflichen Born von Weisheit, sagte der Probst feierlich, und denjenigen, welche trinken aus diesem Borne der Weisheit, der Klugheit und Poesie, muß der Verstand sich merkwürdig erhellen, und das Herz und die Seele zu neuem Leben erblühen, wie ich solches vielfach an mir selber erprobt habe.

Ja, Ihr seid wahrlich ein gar gelehrter und gar weiser Mann, sagte der Kurfürst, dem Probste freundlich zunickend, und ich bin recht stolz darauf, Euch in meinen Diensten zu haben, und minde=

stens ein wenig zu nippen von dem Rande des goldenen Bechers der Weisheit, welchen Ihr mit vollen Zügen leeret. Fahret nur so fort, mein lieber Probst, und es soll Euch an meiner Unterstützung und meinem Eifer niemals fehlen. Zeiget mir nun einmal eins dieser kostbaren Schätze, welche Ihr dorten uns mitgebracht habt.

Der Probst zog das Buch, welches er immer noch unter dem Arme gehalten, als wäre es ein kostbarer Schatz, von welchem er sich nicht trennen möchte, jetzt hervor, und reichte es aufgeschlagen dem Kurfürsten dar.

Das ist der Roman Hao-tchiéu-tschuan, sagte er, das Lieblingsbuch der Chinesen. Es ist die „Lebensgeschichte" einer vollkommenen Frau.

Ei sehet, rief der Kurfürst lebhaft, das wäre ein Buch für unsere liebwerthe Frau Gemahlin, und recht geeignet, Hochderselben gewidmet zu werden! Uebersetzet doch dies Buch, mein gelehrter Herr Probst, und sodann sollt Ihr selber die Ehre haben, es der Frau Kurfürstin zu überreichen.

Es würde dies für mich eine große Ehre und Freude sein, Durchlaucht, sagte der Probst mit einer kleinen Verneigung. Nur fürchte ich, daß die Büchercensur, welche so sehr strenge gehandhabt wird, mir oftmals hinderlich sein wird.

Ihr sollt nicht von ihr molestirt werden, rief der Kurfürst lebhaft. Ich gebe Euch hiermit die Erlaubniß, daß Eure Uebersetzungen aus dem Chinesischen nicht allein, sondern auch alle Bücher, welche Ihr sonsten schreiben wollet, von der Büchercensur verschonet bleiben und unweigerlich gedruckt werden sollen. Nur müsset Ihr mir versprechen, daß in denselben niemals etwas wider die christliche Religion gesagt werden soll.

Das verspreche ich Eurer Durchlaucht, und werde es getreulich halten. Ich bin anjetzo damit beschäftiget, Uebersetzungen des Vaterunsers in allen Sprachen anzufertigen, das heißt, so viele mir davon bekannt sind, und es wird dies das erste Werk sein, welches ich drucken lasse.

Und wie viele Uebersetzungen habt Ihr schon vollendet, in wie viele Sprachen das erhabene Gebet unseres Heilandes schon übersetzet?

Anjetzo habe ich siebenundachtzig Uebersetzungen fertig, sagte der Probst mit bescheidener Miene und niedergeschlagenen Augen. Es werden aber im Ganzen wohl etwas über hundert Uebersetzungen zusammenkommen.

Ueber hundert Uebersetzungen des Vaterunsers? fragte der Kurfürst erstaunt. Demzufolge verstehet Ihr über hundert verschiedene Sprachen?

Wenn man davon erst zehn gelernet und gründlich studiret hat, so gehet es dann mit den anderen schon leichter, erwiderte der Probst bescheiden. Ich habe aber das Studium der Sprachen zur Aufgabe meines Lebens gemacht, um die Geisteswerke aller Völker verstehen und genießen zu können; denn je mehr man eingedrungen ist in den Geist der Völker, desto mehr ist man vorgedrungen zur Erkenntniß Gottes und seiner himmlischen Werke. Derohalben erachte ich auch das Studium der Sprachen für eines der nützlichsten und heilsamsten, und was an mir ist, will ich gerne thun, damit es gefördert werde. Ich bin auch anjetzo dabei, die Alphabete und Schriftzeichen aller mir bekannten Sprachen zusammenzustellen und in einer Uebersicht abdrucken zu lassen, und ich habe anjetzo schon siebenzig Alphabete zusammengesetzet. Meine nächste Arbeit aber wird eine Uebersetzung der Reisen des Marco Polo sein, nach der lateinischen Handschrift, welche Eure Durchlaucht mir letzthin aus Dero Bibliothek verehret haben, und später will ich dann eine geographische Nomenclatur und Karten vom ganzen chinesischen Reiche ausarbeiten.

Wenn man Euch so anhöret, Probst, so kommt man sich wahrlich recht unwissend und klein vor,

sagte Friedrich Wilhelm lächelnd. Habe mich doch allezeit gar gerne mit den Studien beschäftiget, und sie sind noch immer in meinen wenigen Mußestunden meine einzige Erholung und Freude! Wie viel angenehme und köstliche Stunden verdanke ich nicht dem göttlichen Ovid, und wie viel habe ich nicht gelernet aus den Werken Julius Cäsar's, welcher mich der größte Feldherr aller Zeiten bedünket. Wenn man Euch aber und Eurer Gelehrsamkeit gegenüberstehet, so schrumpfet Einem das bischen eigenes Wissen zu Nichts zusammen, und man siehet, wie wenig man studiret hat, wenn man nur die griechischen und die lateinischen Schriftsteller zu lesen versteht. Es bleibt aber dabei, sobald wir wieder Friede haben, so will ich bei Euch das Chinesische studiren. Bis dahin sammelt und schaffet Ihr nur weiter, mein lieber Probst, und wisset immer, daß es mich freuet, wenn Ihr zur Förderung der Wissenschaften und zur Belehrung meiner Unterthanen beitraget, und daß ich Euch allezeit ein wohlgewogener Freund bleiben werde. Damit Ihr aber dessen immer eingedenk bleiben möget, nehmet von mir ein kleines Angedenken, und traget es immer bei Euch.

Er zog von seinem Finger einen goldenen Reifen, an welchem ein großer, kostbarer Solitair

funkelte, und reichte ihn dem Probst dar, welcher ihn mit vergnüglichem Gesicht annahm und mit gar beweglichen und pathetischen Worten seinen Dank aussprach für das verschwenderische Geschenk, mit welchem der Kurfürst einen armen Gelehrten beehre.

Was man Gelehrten und Künstlern giebt, ist niemals verschwendet, sagte der Kurfürst freundlich, und man ehret sich nur selber mit solchen Gaben. Lebet nun wohl, mein großer Weltweiser, und arbeitet rüstig weiter, mir und meinen Unterthanen zur Belehrung und Nacheiferung.

Er geleitete selber mit höflicher und zuvorkommender Miene den Probst Müller bis zur Thür hin, und als ob er einen Fürsten entließe, so neigte sich der Kurfürst vor dem Gelehrten, als dieser jetzt hinausschritt. *) Durch die sich öffnende

*) Der Probst Müller gehörte zu den gelehrtesten Sprachforschern seiner Zeit, sein Ruhm war in ganz Deutschland verbreitet, und seine vielfachen Werke erregten die Bewunderung aller Gelehrten. Er gab nicht allein viele chinesische Werke heraus, sondern ließ auch alte persepolitanische, palmyrenische und koptische Aufschriften drucken. Außerdem hielt er im Schlosse Vorlesungen über die Sitten und Gewohnheiten der Chinesen, denen der Kurfürst mit seiner Gemahlin beiwohnten, und verrühmte sich einen Schlüssel zur leichteren Erlernung der chinesischen Sprache gefunden zu haben. Der gelehrte Kaiser Leo-

Thüre gewahrte jetzt der Kurfürst einen Herrn, welcher unfern von derselben stand.

Komm nur herein, rief ihm der Kurfürst freundlich entgegen. Ich habe Dich schon seit einer Woche erwartet, und bin wahrlich recht ungeduldig, von Dir zu hören. Sage mir also, Martini, was hast Du ausgerichtet, und wie steht es mit den Aufträgen, welche ich Dir gegeben?

Durchlaucht, erwiderte der Angeredete, welcher mit ehrfurchtsvollen Verneigungen in das Kurfürstliche Cabinet eingetreten war, es stehet Alles sehr gut, und ich habe Eure Befehle ausführen können, wie ich hoffe, zur Zufriedenheit Eurer Durchlaucht.

---

poldus I. erfuhr dies, und erbat sich vom Kurfürsten den Probst Müller auf einige Zeit, damit er ihm seine chinesischen Handschriften ordne. Auch bot der Kaiser dem Probst große Geldsummen zur Verfertigung seines Schlüssels. Allein der Kurfürst ließ Müller nicht ziehen, er wollte Niemandem den Ruhm überlassen, durch seine Freigebigkeit dieses große Werk gefördert zu haben, und Müller empfing, trotz der großen Geldnoth, in welcher sich Friedrich Wilhelm fortwährend befand, von ihm bedeutende Geldsummen und vielfache reiche und kostbare Geschenke. Nach dem Tode des Kurfürsten ward er entlassen und zog sich nach Stettin zurück. Vor seinem Tode verbrannte er aus Verdruß über die geringe Theilnahme, welche man an den chinesischen Studien fand, den größten Theil seiner Sammlungen, den andern Theil schenkte er der Königlichen Bibliothek in Berlin, wo sie noch jetzt sich befindet.

Du hast mir die Gemäldesammlung von dem Gerhard von Uylenbrock in Amsterdam gekauft? fragte der Kurfürst freudig.

Ja, Durchlaucht, nach langem Feilschen und Unterhandeln ist es mir gelungen, die herrliche Sammlung, wie es Eure Durchlaucht festgesetzt hatten, für den Preis von zwanzigtausend Thalern zu erstehen. Es sind gar herrliche Gemälde darunter von den großen holländischen Meistern, ein wahres Prachtstück von Snyders, und schöne Gemälde von Teniers und Wouwermann. Aber die Krone von allen ist doch ein Gemälde von dem großen italienischen Maler, dem Titiano Vicellio, welches sich unter der Sammlung befindet.

Ein Gemälde von Titiano Vicellio? rief der Kurfürst. Ach, dieses ist für mich eine Freudenbotschaft, denn ich liebe die Werke dieses großen Meisters gar sehr, und es gereichet uns wahrlich zur Ehre, daß wir ein Gemälde dieses berühmten Malers für meine Sammlung gewonnen haben. Ich bin sehr begierig, es zu sehen, und Du mußt es mir gleich melden, wenn die Gemälde angekommen sind. Aber nun sage mir, fuhr der Kurfürst mit ein wenig befangener Miene fort, wie ist es Dir noch sonsten in Holland ergangen, und hast Du auch meine anderen Aufträge pünktlich

vollführet? Warst Du bei meinem dortigen Gesandten, dem Herrn von Brandt, und übergabst ihm mein Schreiben?

Ja, Durchlaucht, ich übergab dem Herrn von Brandt das Schreiben Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht, und er seufzte sehr, als er es gelesen, und sagte: „Das ist ein gar schwieriger Auftrag, welchen mir Seine Durchlaucht da überträgt, und ich fürchte leider, daß ich ihn nicht werde vollführen können. Aber wir müssen es wenigstens versuchen, und es trifft sich recht gut, daß ich eben zur verwittweten Statthalterin, der Frau Prinzessin Amalie, nach dem Haus im Bosch fahren wollte. So fahret denn nun mit mir, Martini, und begleitet mich zur Audienz. Wir wollen der Frau Prinzessin die Sache fürstellig machen." So fuhren wir denn also nach der Residenz der verwittweten Prinzessin von Oranien, und dieselben waren sehr erfreuet zu hören, daß es Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht wohl ginge, und fragten viel nach den Herren Prinzen, und sagten, Hochdieselben hätten eine rechte Sehnsucht, die lieben Herren Enkel und Dero Herrn Vater wiederzusehen. Zuletzt fragten die Frau Statthalterin auch, ob Seine Durchlaucht mich in besonderen Aufträgen hierher gesandt hätten, und so berichtete ich denn, daß Eure Durch-

laucht mich nach Amsterdam geschickt hätten, um die Gemäldesammlung des verstorbenen Gerhard von Uylenbrock für Euch zu erhandeln. Da lächelte die Frau Kurfürstin gar holdselig und sagte: „Welch ein bewunderungswürdiger edler Herr ist der Kurfürst doch! Mitten in den schlimmen Kriegeszeiten, und von mancherlei Sorgen und Bedrängnissen heimgesucht, hat Seine Durchlaucht noch Zeit und Lust, an die schönen Künste zu denken und sich Bilder zu erstehen. Es zeuget das wiederum von seinem hohen und edlen Geiste, der über die schlimmen Zeiten sich aufschwinget, und hinter den finsteren Kriegeswolken schon die goldenen Tage des Friedens erschauet. Er sammelt für diese Tage Kunstwerke, während er seine Armeen ausrüstet und muthig hinausziehet in den Krieg."

Die Frau Statthalterin Amalie, meine liebe Frau Schwiegermutter, ist allezeit sehr gütig gegen mich gesinnt, sagte der Kurfürst leise und gedankenvoll. Sie schauet daher Alles, was ich thue, mit gar freundlichen Augen an. Nun sage mir, Martini, was geschahe denn nun weiter?

Der Herr Geheime Rath von Brandt nahm nun das Wort und sagte, es wäre solche Erwerbung von Kunstschätzen für Eure Durchlaucht eine mäch-

tig große Freude, und es hinge nun von Ihrer Gnaden der Frau Statthalterin ab, dazu beizutragen, daß Eurer Durchlaucht jetzt diese Freude zu Theil werde. Sodann erzählte er, daß die vielen Kriegesausgaben eine beständige Ebbe in der Kasse Eurer Durchlaucht bewirkten, um so mehr, da die Generalstaaten die ausbedungenen Subsidien nicht ausgezahlet, und sie auch anjetzo noch immer schuldig geblieben. Da rief die Frau Statthalterin: „Nach dem unglücklichen Vertrag von Vossem darf das den Herrn Kurfürsten nicht Wunder nehmen.“ Aber der Herr von Brandt ließ sich doch nicht abschrecken und sagte, es wäre der Frieden von Vossem ja auch nur auf Papier geschrieben, und die Zeiten änderten sich ja auch, und es würden es Eure Durchlaucht gewiß sehr hoch aufnehmen, wenn die Generalstaaten ein wenig Beeiferung zeigten, ihren übernommenen Verpflichtungen zu genügen, und wenigstens als Abschlagszahlung die kleine Summe von zwanzigtausend Thalern zu zahlen, über welche der Herr Kurfürst einen Empfangsschein hergesandt habe, und er bat die Frau Statthalterin sehr eindringlich, sich für diese Angelegenheit bei dero Herrn Sohn, dem jungen Statthalter Wilhelm, zu verwenden. Die Frau Prinzessin seufzte wohl, und schüttelte ihr

Haupt und meinte, es würde vergeblich sein, aber sie versprach es doch zuletzt, und befahl mir, in dreien Tagen wieder zu ihr zu kommen. Solches that ich denn, und —

Du erhieltest das Geld ausgezahlt? unterbrach ihn der Kurfürst ungeduldig.

Ich erhielt es ausgezahlt, Durchlaucht, und die schönen Oelgemälde sind bei Heller und Pfennig bezahlt.

Das ist mir wahrlich lieb, sagte Friedrich Wilhelm aufathmend. So haben wir doch mindestens einen kleinen Theil erhalten von den Summen welche die Generalstaaten mir schulden, und ich kann mich nun erst recht der schönen Bilder freuen, und werde sie mit absonderlicher Lust betrachten als eine Eroberung, welche ich den Herren Staaten abgenommen. Du sollst mir die Bilder im neuen Schlosse zu Potsdam in dem neuen Saale recht schön aufstellen, und ich will dahin kommen, um sie zu sehen. Sei nun anjetzo auch wieder recht fleißig, Martini, und laß es Dir angelegen sein, mir recht schöne Deckengemälde dorten im Schlosse zu malen. Es kann wohl sein, daß wiederum eine ganze Zeit vergehet, bevor ich Deine Arbeiten anschauen und mich freuen kann über das, was Du und der Maler Verdien, und mein Bild-

hauer Döbler mir im Schlosse zu Potsdam Schönes schaffet und vollbringet. Aber Ihr sollet bedenken, daß es im Feldlager für mich eine Freude und Erquickung ist, zu wissen, daß, während ich das Schwert führe und kämpfe für meine Unterthanen und mein Land, daheim in meinem Hause die Künstler den Meißel und den Pinsel führen, und mir eine Stätte schaffen, wo ich ausruhen kann in Friedenszeiten, und mich der Künste und Eurer Werke freuen kann. So gehe denn wacker an die Arbeit, Martini, und Apoll und alle neun Musen mögen Dir dabei förderlich sein. Mir aber sende anjetzo, wenn Du hinaus gehest, den Herrn Bürgermeister von Berlin herein, den Du im Vorzimmer sehen wirst!

Eine Minute später trat der Bürgermeister in das Cabinet ein. Aber der Kurfürst beachtete seine ehrfurchtsvolle Verneigung gar nicht, und hatte nicht das freundliche Lächeln für ihn, mit welchem er den Martini empfangen hatte, vielmehr war sein Antlitz ernst und düster, und der Blick, welchen er auf den Bürgermeister heftete, hatte fast einen drohenden Ausdruck!

Ihr habet mir schon wieder ein Schriftstück übersandt, in welchem Ihr Beschwerde führt über meine Regierung, und allerlei Dinge abgestellet

wissen wollt, sagte der Kurfürst strenge. Es sind aber von anderer Seite heftige Klagen gegen Euch geführet worden, und meine Hofdiener beschweren sich bitterlich über den Magistrat von Berlin. Derohalben habe ich Euch herbeschieden, daß Ihr Euch verantworten sollet. Was bedeutet es, daß Ihr Euch unterfangen wollet, bei den Eximirten und meinen Hofdienern Collecten umher zu schicken und sie zu besteuern, während Ihr doch gar wohl wisset, daß sie steuerfrei sind, und keine Abgaben zu entrichten haben?

Durchlaucht, der Magistrat war zu solchen Ausnahme-Maßregeln gezwungen, erwiderte Bürgermeister Maßen beinahe trotzig. Es war unmöglich, alle die Gelder aufzubringen, welche die Erhaltung und Einquartirung der Soldaten den armen Städten Berlin und Cöln kosteten. Wir mußten bei so außergewöhnlichen schrecklichen Zeiten auch zu außergewöhnlichen Hülfsmitteln unsere Zuflucht nehmeu. Die Kassen der Stadt sind von den vielen Einquartirungen und den Kosten, welche die Ausrüstung der Soldaten seit vielen Jahren verursachen, so erschöpft, daß wir außer Stande waren, auf andere Weise wiederum die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, und derohalben eine besondere Steuer ausschreiben mußten. So be-

bedünkte es uns denn nur billig und gerecht, daß auch diejenigen einmal schmecken müßten von der bittern Kost der Abgaben, welche sonsten immer davon ausgeschlossen sind. In den Zeiten der Bedrängniß darf Niemand das Privilegium haben wollen, sich auszuschließen von der Bedrängniß, und wenn Tausende von unglücklichen Einwohnern unserer Städte Berlin und Cöln auf dem harten Kopfkissen der Sorgen ihre Nächte verweinen, so dürfen nicht Hunderte auf dem Lotterbette der Zufriedenheit und Behaglichkeit sich hinstrecken wollen.

Ihr unterstehet Euch eine sehr verwegene, sehr ungeschliffene Sprache zu führen, rief der Kurfürst mit blitzenden Augen und drohender Geberde.

Durchlaucht, vergebet mir, sagte der Bürgermeister mit flehender Stimme, aber Noth kennt kein Gebot, und unsere Noth ist wahrlich groß.

Oh ja, ich kenne das, rief der Kurfürst. Sobald Ihr Berliner zahlen sollt, so schreiet Magistrat und Bürgerschaft Zeter und klagt mir ihre Armuth und Bedürftigkeit. Aber sonsten gehet es lustig und vergnügt her in beiden Städten, und es vergehet kein Tag, wo man mir nicht erzählet von großen Festlichkeiten und Schmausereien, welche hier und dorten in Berlin und Cöln ab-

gehalten werden. Und wenn man auf die Straßen gehet und siehet, wie das Frauenzimmer sich blähet in den neumodischen, französischen Kleidern, und wie die Mannsleute daher schreiten in gestickten Wämmsern, mit den großen Perrücken aufgeputzet, und wenn man ermesset, wie viel fremde Weine und Biere allmonatlich in Berlin verconsumirt werden, so sollte man wahrlich nicht vermeinen, daß es den Berlinern so gar kummervoll und erbärmlich ergehet. Solches ist denn auch wohl nur an den Tagen der Fall, wenn sie Abgaben zahlen und ihren Antheil entrichten sollen an den Lasten des Staates. Die Berliner mögen aber nur Geld einnehmen, und es in Lust und Freuden wieder ausgeben, aber zu den Abgaben, welche doch nothwendig sind, da fehlet ihnen immer der Groschen in der Tasche, da ist der Beutel immer zugeschnüret, aber das Mundwerk immer offen, um zu raisonniren und zu lamentiren über Zwang und Bedrückung. Ich sage Euch aber, daß ich dergleichen nicht mehr hören will, sondern daß ich begehre, es sollen ohne Widerrede die Steuern und Abgaben bezahlt werden. Daß es den Berlinern nicht an Gelde fehlt, weiß ich gar wohl, denn sie haben immer Geld genug zu unnöthigen

Dingen, also müssen sie es auch zu den nöthigen haben.

Durchlaucht, wir haben leider nicht Geld zu den nöthigen Dingen, sagte der Bürgermeister traurig. Es ist noch immer nur der kleinste Theil von den Straßen in unseren Städten gepflastert, denn es fehlet an Geld dazu, und die Abgaben müssen wir meistentheils durch Execution aufbringen. Auch der Zoll an den Thoren bringet nur Weniges ein, besonders anjetzo, wo die Frau Kurfürstin draußen vor dem Spandauer Thor ihre große Wirthschaft eingerichtet hat.

Was gehet Euch die Wirthschaft der Frau Kurfürstin an? rief der Kurfürst empört. Was hat das zu schaffen mit Euren Angelegenheiten?

Durchlaucht vergeben, es hat leider sehr viel damit zu schaffen. Es müssen die Biere, welche von auswärts eingeführet werden, am Thor einen Zoll zahlen, und das ist eine einträgliche Einnahme für uns. Nun aber hat die Frau Kurfürstin auf ihrer Wirthschaft vor dem Spandauer Thor auch eine große Bierbrauerei anlegen lassen, und um recht viele Käufer zu haben, verkauft der Verwalter das Bier um einen Pfennig das Maß billiger. Er hat also gar großen Absatz, und es wird ungeheuer viel Bier von dorten in die Stadt

eingeführt. Die Frau Kurfürstin aber verweigert der Stadt den Eingangszoll, und behauptet, daß ihre Wirthschaft draußen zur Stadt gehöre, und von allen Abgaben und Lasten außerdem als Kurfürstliches Eigenthum befreit sein müßte. Nun beschwöre ich Eure Durchlaucht im Namen von Magistrat und Bürgerschaft von Berlin, daß Ihr wollet die Gnade haben, bei der Frau Kurfürstin unser unzweifelhaftes Recht zu vertreten.

Wenn Euer Recht wirklich unzweifelhaft wäre, so würde die Frau Kurfürstin das auch alsobald erkannt haben, sagte der Kurfürst lebhaft. Es läßt sich aber über diese Sache viel disputiren und streiten, und es scheint allerdings gar seltsam, daß die Frau Kurfürstin Abgaben und Zoll bezahlen soll, wie die Händler und Bierbrauer.

Kurfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden, die Kurfürstin handelt mit den Erzeugnissen ihrer Wirthschaft, und sie läßt Bier brauen.

Ich werde mit der Frau Kurfürstin über diese Sache sprechen, sagte Friedrich Wilhelm ein wenig verlegen, und ich werde Euch dann ihren Bescheid mittheilen. Euch aber gebe ich anjetzo diesen Bescheid: Die Abgaben müssen gezahlt, die Accise muß aufgebracht werden. Ich kann Euch nichts davon erlassen, denn es ist ein neuer Krieg vor der Thür,

und meine Soldaten müssen equipirt und ausgerüstet werden, also müsset Ihr zahlen. Saget kein Wort weiter. Nehmet meine Befehle zu Herzen, kündet sie der Bürgerschaft und dem Magistrat, und somit Gott befohlen, Herr Bürgermeister von Berlin! —

Und anjetzo, sagte der Kurfürst, da er wieder allein war, anjetzo will ich zur Dorothea gehen, und mit ihr über diese Sache reden, und sie bitten, den Leuten kein Aergerniß zu geben mit ihrer Wirthschaft da draußen. Es scheinet freilich, als wenn ihr die Sache sehr am Herzen liegt, und ich befürchte, daß sie ungehalten werden wird. Aber gewagt muß es doch nun einmal werden, und am Ende ist sie ja so klug und verständig, daß sie einsiehet, was Rechtens ist! Ich will also zu ihr gehen, und will ihr auch zugleich meine Bitte vortragen. Vorwärts also!

3.
Die Kurfürstin.

Die Kurfürstin Dorothea saß vor ihrem Schreibtisch und schien ganz vertieft in die Karten und Pläne, welche vor ihr lagen. Ihr Antlitz war düster und auf ihrer Miene lag eine Wolke des Unmuthes. Einmal legte sie die Feder, mit welcher sie hier und dort sich Stellen auf den Karten und Plänen angestrichen hatte, nieder und blickte sinnend vor sich hin.

Es gefällt mir nicht, murmelte sie leise. Will er versuchen, sich wieder frei von mir zu machen, und wieder ganz selbstständig zu sein? Es gefällt mir nicht! Wie kommt er dazu, Politik zu machen, ohne mich dabei um Rath zu fragen? Was ficht ihn an, daß er auf einmal seinen eigenen Weg gehet, eine ganz andere Straße einschlägt, und

mich nicht zum mindesten benachrichtigt? Sollten meine Feinde über mich den Sieg davon getragen haben? Sollten die Stiefsöhne und ihr abscheulicher Anhang das Ohr meines Gemahls gewonnen haben, daß er nur sie hört? Ja, rief sie, indem sie rasch emporsprang, ja, so ist es! Sie haben auf's Neue gegen mich intriguirt! Der Schwerin ist der Vertraute der Prinzessin Amalie von Holland, und durch ihn, der in ihrem Solde steht, und durch die Prinzen ist dieses neue Bündniß mit Holland zu Stande gekommen. Ah, ich sehe jetzt Alles klar, ah, meine Herren Söhne, Ihr intriguirt, Ihr conspirirt also gegen mich! Ihr ziehet den Kurfürsten hinüber auf Eure Seite. Es ärgerte Euch der Frieden von Vossem, weil Ihr sehr gut wißt, daß ich meinen Antheil daran habe, und Ihr beweget den Herrn Vater, wieder ein holländisches Bündniß zu schließen, denn Ihr wißt, daß das mir ein Aergerniß sein wird, weil es den Kurfürsten gemahnt an die Vergangenheit und an meine Feindin, die verstorbene Gemahlin! Aber ich werde Euch beweisen, daß Ihr mir nur eine Niederlage bereitet habt, um mir zu einem neuen Siege zu verhelfen! Wartet nur ein wenig, und Ihr sollt sehen, daß ich Euern Fehdehandschuh aufnehme, um ihn Euch in's Antlitz zu schleudern

mitsammt dem holländischen Bündniß. Wartet nur bis —

Auf einmal sank sie wieder nieder auf ihren Sessel, und ihr Gesicht nahm plötzlich einen ganz veränderten Ausdruck an. Es war jetzt sanft und milde, und der Zornesblitz in ihren Augen erlosch unter dem Lächeln, das sie auf ihre Lippen zwang. Sie hatte in dem Spiegel, welcher ihrem Schreibtische gegenüber hing, gesehen, wie sich hinter ihr die Thür unhörbar öffnete, und sie wußte, daß der Kurfürst, welcher leise eingetreten war, in dem Spiegel sie sehen, und ihr Antlitz beobachten konnte.

Ja, sagte sie halblaut zu sich selber, indem sie mit der Feder ein Zeichen auf der Karte machte, ja, so wird es gehen. Hier aus dem Sand und Sumpf erhebt sich eine neue Stadt, hier in geraden Linien gehen die Straßen und Plätze, hier lassen wir Raum für eine Kirche, damit dem Werke von Menschenhänden der Segen Gottes nicht fehle. Ah, wie freuet mich der Gedanke, ich werde eine Stadt gründen, und vor allen Dingen will ich ihr jetzt einen Namen geben! Sie soll nach meinem theuern, herzgeliebten Gemahl genannt werden. Sie soll die Friedrich-Wilhelmstadt heißen!

Nein, sagte der Kurfürst laut, indem er rasch

heranschritt, nein, sie soll die Dorotheenstadt genannt werden.

Ah, Ihr seid es, mein Friedrich, rief die Kurfürstin zärtlich, indem sie aufsprang und dem Kurfürsten ihre Hand darreichte. Aber sehet nur den Herrn Gemahl! Schleichet sich so leise herein, daß er mich belauschen kann in meinen Selbstgesprächen.

Saget vielmehr, Ihr waret so vertieft in Eure Arbeiten, daß Ihr mein Kommen gar nicht bemerktet, und ich blieb stehen, weil ich zweifelhaft war, ob ich Euch stören dürfte.

Ihr störet mich niemals, mein theurer Herr, sagte Dorothea zärtlich. Ihr müßtet denn auch vermeinen, daß es eine Störung für die Nacht ist, wenn die Sonne aufgeht und den Tag bringt. Denn Ihr wißt wohl, Ihr seid für mich die Sonne, und es ist Alles öde und düster wie die Nacht, wenn Ihr nicht bei mir seid, und mir das Herz und die Seele durchleuchtet.

Der Vergleich paßt nicht, Dorothea, lächelte der Kurfürst. Ihr seid nicht wie die Nacht, und in und um Euch ist nichts trübe und öde, sondern Alles ist belebt, freudvoll und hell. Aber saget mir nun, Liebe, was sprachet Ihr denn da vorher, und wo liegt denn die neue Stadt, welche Ihr gründen wollt?

Sie liegt draußen vor dem Spandauer Thor, rief die Kurfürstin, draußen bei dem Vorwerk, welches Ihr mir bei der Geburt unseres ältesten Sohnes gegeben habt.

Die Stirne des Kurfürsten bewölkte sich ein wenig. Draußen vor dem Spandauer Thore, sagte er, wo Ihr eine Bierbrauerei angelegt habt?

Ja, eben dort, mein theurer Kurfürst. Kommet nur her, und betrachtet einmal meine Risse und Pläne, welche mir de Chieze entworfen hat.

Sie zog den Kurfürsten zu dem Sessel hin, der vor ihrem Schreibtische stand, schob ihn sanft in denselben hinein und stellte sich neben ihn.

Sehet, Friedrich, rief sie in ihrer lebhaften, beeiferten Weise, sehet hier. Da ist mein Vorwerk vor dem Spandauer Thor! Hier sind die Gebäude für die Kuhwirthschaft und die Melkerei, hier ist die große Brauerei, und hier endlich sind die beiden Gasthäuser, die eben fertig geworden sind.

Gasthäuser? wiederholte der Kurfürst ganz erstaunt. Was versteht Ihr denn unter Gasthäusern?

Ei, welche naive Frage, mein Friedrich, lächelte Dorothea. Ich verstehe unter Gasthäusern solche Häuser, wo man Fremde aufnimmt, ihnen dort Quartier giebt, sie speiset und bedienet, und sie dafür bezahlen läßt. Ich wollte die beiden großen

neuen Gebäude auf meinem Vorwerk anfangs anderweitig verwenden, aber jetzt habe ich berechnet, daß es vortheilhafter ist, sie zu Gast- und Wirthshäusern zu machen. Seit vierzehn Tagen sind sie dazu eingerichtet, und der Erfolg ist ein sehr glücklicher. Meine Gasthäuser sind für die Fuhrleute bestimmt, welche mit ihren Waaren von Hamburg kommen. Diese Leute haben Geld und geben es gerne aus, wenn sie von einer langen Reise ermüdet hier ankommen, und ein bequemes und gutes Quartier bekommen. Ich habe eine ziemlich hohe Taxe gemacht, aber es hat sich noch keiner der Gäste beschweret, vielmehr zahlet jeder willig und gern, und meine Häuser werden sich außerordentlich rentiren.

Es bleibet indessen doch ein eigenthümliches Ding, sagte der Kurfürst kopfschüttelnd. Die Kurfürstin von Brandenburg errichtet Gasthäuser, wo man gegen Bezahlung wohnen kann, und ihre Gäste sind die Hamburger Fuhrleute. *) Fürchtet Ihr nicht, Dorothea, daß man in der Welt darüber sprechen und Eure Oekonomie bespötteln werde?

Mein lieber Herr, sagte sie achselzuckend, vor dem Gerede der Welt ist Niemand sicher, und je

---

*) Siehe: König, Geschichte von Berlin. II. 181.

höher man steht, desto gewisser kann man sein, daß die Menschen auf Einen schauen und Einem eine Nachrede machen, bald gut, bald böse, je nachdem es ihnen gerade zu Sinne ist. Was man also auf keinen Fall vermeiden kann, das muß man sich gewöhnen, ruhig und gleichmüthig zu ertragen, und ich darf von mir sagen, daß ich mich daran nicht allein gewöhnt habe, sondern gegen das Gerede der Menschen vollkommen unempfindlich bin. Sie könnten von mir sagen, ich hätte einen Mord begangen, so würde ich nur durch meine Verachtung und mein Schweigen ihnen antworten, niemals aber daran denken, mich zu vertheidigen. Wir stehen zu hoch, als daß uns die vergifteten Pfeile des bösen Leumunds treffen könnten, sie fallen wirkungslos zu unseren Füßen nieder, und da mögen sie liegen. Wir werden sie nicht aufheben, um sie zu beschauen, wir werden achtlos über sie hinschreiten, und unser Fuß wird sie zertreten.

Das ist sehr erhaben, und gereichet Eurem Stolze sicherlich zur Ehre, aber —

Aber wir sind ganz abgekommen von unserem Gespräch und von dem, was ich Euch eigentlich sagen wollte, unterbrach ihn Dorothea rasch. Also ich fahre fort, und bitte Euch, lieber Herr und

Gemahl, wieder Eure geliebten Augen auf den Plan hier zu werfen. Sehet also: hier ist mein Vorwerk, hier sind die Gebäude, und hier dehnt sich eine weite Fläche von Sand bis hinunter an die Spree aus. Ich habe vergeblich versucht, diese Sandfläche zu cultiviren und in fruchtbares Gartenland zu verwandeln. Aber der Sand ist mächtiger, als alle Gartenkunst, und läßt alle Pflanzen wieder verdorren. So will ich denn nun aus meiner Sandfläche eine Stadt machen, und mir auf diese Weise wenigstens den Grund und Boden verwerthen. Die beiden Städte Berlin und Köln sind zu eng für die Einwohnerschaft. Denn Dank Euren großartigen Bemühungen und dem Schütz, welchen Ihr allen Gewerben und Industriebestrebungen angedeihen lasset, ziehen alljährlich viele Leute nach Berlin her und wollen sich hier niederlassen. So muß denn Berlin hinauswachsen vor die Thore. Auf dem Friedrichswerder hat man schon den Anfang damit gemacht, und jetzt soll auf meinem Vorwerk und in meinem Thiergarten die Fortsetzung stattfinden. Ich lasse Straßen ausmessen und absperren, lasse Häuser zu beiden Seiten bauen und vermiethe sie, oder ich verkaufe auch den Grund und Boden an solche, welche baulustig sind und selber schöne Häuser errichten wollen.

Und es wird mir an solchen Käufern nicht fehlen, denn ich werde billiger sein, als der Magistrat es mit seinen Grundstücken auf dem Friedrichswerder ist. Er nimmt dorten für die Quadratruthe drei Groschen, ich aber werde mich auf meinem Vorwerk mit der Hälfte begnügen und mit ein und einem halben Groschen für die Quadratruthe zufrieden sein. *) Ihr sollt sehen, mein theurer Gemahl, daß schon nach wenigen Jahren sich dorten aus dem Sandboden eine neue Stadt erhebt, vorausgesetzt, daß mein theurer Herr mir die Erlaubniß ertheilen will, meinen Bauplan auszuführen.

Ich ertheile Euch solchen mit großen Freuden nicht allein, sondern ich will Euer gutes Werk auch fördern, und Euch besondere Privilegien ertheilen, damit der Bau der Stadt rascher gedeihe, und denen Leuten, welche dorten bauen wollen, besondere Vortheile erwachsen. Wer im Laufe von zehn Jahren sich dorten ankauft, dessen Haus soll ein Freihaus sein, und niemals Abgaben und Steuern zu zahlen haben. Dies ist das Privilegium, welches ich Euch ertheile.

Ich danke Euch, mein Gemahl, danke Euch aus tiefster Seele. Durch dieses Privilegium werdet

*) Siehe: König, II. 166.

Ihr meinen Plan gar herrlich fördern, und Ihr sollet nur sehen, in vier Jahren wird eine ganze Stadt dorten erstanden sein.

Und diese Stadt soll nach meiner theuern, herzlieben Frau Gemahlin die Dorotheenstadt heißen, rief der Kurfürst. Ich will, daß Ihr unsterblich werdet bei meinen Berlinern, und daß sie noch nach Jahrhunderten täglich Euren Namen aussprechen sollen, zur Erinnerung an die Liebe, die ich zu Euch getragen, und an das Glück, welches ich Euch schulde. Die neue Stadt, welche Ihr da gründet, heißt also von nun an die Dorotheenstadt, und ich wünsche ihr ein ruhmvolles Gedeihen.

Ja, sie würde schon gedeihen, seufzte die Kurfürstin, wenn wir nur Frieden hätten und behielten, und wenn mein theurer, edler und vielgeliebter Kurfürst sich nur entschließen wollte, Frieden zu halten, und —

Ah, ich merke schon, unterbrach sie Friedrich Wilhelm, der Meinders ist hier gewesen, und hat aus der Schule geplaudert, hat Eurer Gnaden gesagt, daß der Krieg auf's Neue beginnt.

Und zwar gegen Frankreich, gegen Euren Bundesgenossen, seufzte die Kurfürstin. Es stehet mir nicht zu, Euch meine Ansicht darüber mitzu-

theilen, denn Ihr habt mir nicht die Ehre erzeigt, mich von dieser großen Affaire zu benachrichtigen, und was Ihr thut, das ist für mich allezeit das Richtige und das Beste, aber ich kann mich doch über diese Sache nicht freuen! Mein Herz ist sorgenvoll und schwer, wenn ich daran gedenke, daß Ihr abermals für den treulosen Kaiser, welcher immer gegen Euch ist, und mit scheelem Auge auf Euer Wachsen und Gedeihen hinsiehet, für die hochmüthigen Mynheers, welche Euch und Euer tapferes Schwert benutzen, und nachher nicht halten, was sie versprechen, wenn Ihr für Eure verkappten Feinde das Schwert ergreift gegen Euren wirklichen Freund. Denn Frankreich ist Euer wirklicher Freund, es will Eure Größe, es will Euch förderlich sein, denn es hat an Euch niemals einen Rivalen zu fürchten, sondern nur einen Freund zu gewinnen.

Meine liebe Dorothea, sagte der Kurfürst mit sanfter Stimme, wenn Du den Meinders gesprochen hast, so wird er Dir auch die Gründe gesagt haben, weshalb ich den Frieden von Vossem nicht innehalten kann, und Du wirst sicherlich mir zugestehen müssen, daß meine Gründe gewichtig und schwer sind.

So gewichtig und schwer, daß sie Euch der-

maßen die Zunge belasteten, daß Ihr zu mir nicht darüber sprechen konntet. Aber ich will nicht klagen, mein theurer Friedrich, ich will Euch vielmehr einen Beweis meiner Liebe geben, indem ich das Geschehene nun eben als Geschehenes hinnehme! Ihr haltet es für geboten, mit Oesterreich, Holland und Spanien gegen Frankreich in den Kampf zu gehen, und da Ihr es dafür haltet, so muß es gut sein, und ich werde mir nicht erlauben, darüber zu murren, oder auch nur empfindlich darüber zu sein.

Das heißt gesprochen wie ein edles und hochherziges Weib, rief der Kurfürst freudig, und ich danke Eurer Durchlaucht von ganzem Herzen. Und weil Ihr denn gar so gütig seid, so verspreche ich nun auch feierlich und freudig, daß ich von jetzt an nimmer etwas unternehmen will, ohne Euch, meine kluge und geistvolle Gemahlin, davon unterrichtet und Eure Ansicht vernommen zu haben. Vermeinte nur dies eine Mal nach meinem eigenen Kopfe handeln zu müssen, dieweilen ich mir ganz klar bewußt war dessen, was ich thun mußte, und mich darüber in keine andere Stimmung durfte bringen lassen. Es giebt zuweilen Krisen, in denen man nur von Gott und seinem Gewissen darf sich berathen lassen, und solch eine Krisis war dies,

meine liebe Dorothea. Aber nun, meine Herzallerliebste, nun komme ich zu Euch mit einer Bitte.

Ach, mein Friedrich, wie glücklich Ihr mich machet, und wie gnädig Ihr seid, von mir etwas erbitten zu wollen, rief Dorothea. Saget es schnell, mein theurer Kurfürst, was habt Ihr mir zu befehlen, und was kann ich für Euch thun?

Sie sah ihn mit einem zärtlichen Lächeln an, und indem sie ihren Arm um seinen Nacken legte, wiederholte sie: Was habt Ihr mir zu befehlen? Denn Ihr wißt wohl, Eure Bitten sind für mich Befehle!

Dorothea, ich will nur bitten, und Ihr könnt es mir abschlagen, wenn es Euch beliebt. Ich will Euch bitten, mir aus Eurer Schatulle fünftausend Thaler zu leihen.

Das Antlitz der Kurfürstin veränderte sich plötzlich; das Lächeln verblich auf ihren Lippen, die Augen verloren ihren zärtlichen Blick, und die vorher so klare Stirne beschattete sich.

Fünftausend Thaler? fragte sie mit harter, trockener Stimme. Ihr glaubt wirklich, daß ich in diesen elenden und schlimmen Zeiten im Stande wäre, fünftausend Thaler baares Geld anzuschaffen?

Ich weiß ja, Dorothea, daß Ihr eben so sparsam als reich seid, daß Ihr Schätze sammelt.

Saget lieber, ich sammle einen Nothpfennig, rief sie hastig. Einen Nothpfennig für meine theuern Kinder. Wer sorgt für sie, wer denkt an ihre Zukunft, wenn ich es nicht thue? Es ist wahr, ich bin sparsam, ich hüte mich wohl, unnöthige Ausgaben zu machen, ich versage mir manchen Wunsch, verschmähe die Kleiderpracht, und halte es nicht unter meiner Würde, mich selber um die Angelegenheiten meiner Landwirthschaft zu bekümmern, um möglichst viel Nutzen daraus zu ziehen. Aber ich thue das Alles nicht für mich, auch nicht aus eklem, gemeinem Geize, der nur zusammenscharren und besitzen will, sondern ich thue es für meine Kinder. Für diese armen, kleinen Lieblinge, welche verloren und dem Elende preisgegeben wären, wenn das grausame Schicksal sie ihres edlen Vaters beraubte, wenn irgend eine grausame Kugel jetzt, da er wieder hinaus ziehet zu neuen Kriegen, dieses theure, geliebte Haupt träfe. Oh meine Kinder, meine unglücklichen Kinder, was sollte dann aus Euch und Eurer Mutter werden! Wir würden hinausgejagt aus diesem Schlosse, wir wären Ueberlästige, von denen man sich entweder mit List oder mit Gewalt be-

freien würde, oder die in irgend einem Gefängnisse ihr Leben vertrauern müßten. Friedrich, ich spare und sammle für meine Kinder, damit sie nicht dermaleinst als Bettler über die Schwelle dieses Schlosses fortgestoßen werden. Ich habe drei theure, liebe Söhne und zwei holde Mädchen, und ich liebe sie, und ich muß für sie sorgen, denn Ihr, Ihr thut es nicht, Friedrich Wilhelm.

Ich habe Jedem von ihnen eine Domäne als Wiegengeschenk gegeben, sagte der Kurfürst traurig. Sie werden als Kurfürstliche Prinzen nach den Gesetzen meines Hauses eine Apanage erhalten, und Ihr könnet daher nicht sagen, meine liebe Dorothea, daß für ihre Zukunft nicht gesorgt wäre.

Freilich, es ist für sie gesorgt, rief Dorothea höhnisch. Sie werden das Gnadenbrod erhalten von ihrem Bruder, sie werden zur Seite seines Thrones stehen, und die Vasallen ihres Bruders sein. Oh Friedrich Wilhelm, warum kann ich nicht für Dich sterben, warum kann ich nicht mit meinem vergossenen Herzblut Dich rein waschen von der Sterblichkeit des Erdenthums, und Dich unsterblich machen nicht blos in Deinem Ruhm, sondern auch in Deinem irdischen Dasein. Friedrich, gehe nicht von mir, gehe nicht in den Krieg!

Wenn Du stirbst, sind meine Kinder, sind Deine Kinder obdachlose Bettler, die man mit Schimpf und Schande ausstößt aus dem Hause ihres Vaters!

Sie umschlang mit ihren beiden Armen den Hals ihres Gemahls, als wolle sie zu ihm sich retten vor den furchtbaren Gefahren, welche sie und ihre Kinder bedrohten.

Der Kurfürst schloß sie innig an sich und drückte ihr Haupt an seine Brust. Du übertreibst, Dore, sagte er leise. Selbst wenn ich stürbe, was Gott um Deinet- und Deiner Kinder willen verhüten möge, selbst dann würde ihr Loos ein schönes und gesichertes sein, und niemals würde Carl Aemil der Liebe vergessen, welche er seinen Brüdern schuldig ist.

Er haßt mich, und er haßt seine Brüder, murmelte Dorothea in sich erbebend, und er ersehnt den Moment, wo er uns seinen Haß beweisen kann, und darum wird er auch bald sogar den Moment ersehnen, wo er den Thron seiner Väter besteigt, und die Macht hat, diejenigen, welche er hasset, zu verderben.

Du meinst, ich lebe meinem Knaben, meinem Carl Aemil zu lange? fragte der Kurfürst freundlich. Du meinst, er ersehne meinen Tod? Nein, Du armes Weib, darin irrst Du doch glücklicher Weise,

und das weiß ich aus meinem Vaterherzen heraus besser. Niemals kann ein so verabscheuungswürdiger und verbrecherischer Gedanke in den Herzen meiner Knaben aufkommen, denn es fließet in ihren Adern das Blut ihrer edlen Mutter, denn sie sind die Söhne meiner theuern Louise Henriette.

Dorothea fuhr auf, als habe eine Natter sie gestochen, und machte sich mit einer hastigen Bewegung aus den Armen des Kurfürsten frei.

Ah, sie lebt, sie lebt noch immer, rief sie leidenschaftlich, ich werde sterben, die Todte wird der Lebenden weichen müssen. Das ist es, ich sehe und erkenne jetzt Alles ganz klar und deutlich! Ihr seid meiner überdrüssig! Ihr sehnt Euch schon wieder nach der Vergangenheit, nach Eurer schönen und liebenswürdigen Gemahlin. Ich bin Euch nichts, gar nichts, und meine Kinder auch nicht! Die Söhne der ersten Kurfürstin, die nennt Ihr meine Knaben. Als ob meine Söhne nicht auch Eure Knaben wären, als ob Ihr nicht auch für diese Partei nehmen, und um ihr Wohl besorgt sein müßtet! Aber nein, nein! Ihr habt kein Herz für sie, kein Herz für mich! Oh, ich bin eine unglückliche, beklagenswerthe Frau! Um so beklagenswerther, da ich Euch so unendlich liebe, da meine ganze Seele Euch, nur Euch gehört!

Sie schlug ihre beiden Hände vor ihr Angesicht, und weinte und schluchzte laut.

Aber, meine theure Dorothea, bat der Kurfürst, seine Hand sanft auf ihre Schulter legend, Ihr thut mir wahrlich Unrecht mit Euren Thränen. Ihr wisset es wohl, daß ich Euch zärtlich und herzlich liebe, und daß unsere Kinder mir nicht minder lieb sind, als die Söhne meiner verstorbenen Gemahlin. Aber Ihr könnt und dürft nicht verlangen, daß ich ungerecht sei gegen meine ältesten Söhne, und daß ich ihrer Mutter jemals vergessen könnte. Wehe denen, welche nicht blos die abgestorbenen Leiber ihrer Geliebten, sondern auch die Liebe zu denselben einsargen und begraben, denn für diese ist nichts heilig, und Alles ist ihnen vergänglich und werthlos. Freuet Euch doch, Dorothea, daß ich treu bin im innersten Herzen, denn Ihr habet daran die Gewähr, daß ich meiner lieben Gemahlin niemals die Treue brechen, sondern sie immer lieben werde als das beste Theil meiner Seele. Und was nun meinen ältesten Sohn anbetrifft, so will ich ihn sicherlich nicht in Schutz nehmen, wenn Ihr unzufrieden mit ihm seid, aber ich will Euch um Nachsicht für ihn bitten. Er ist jung, feurigen Gemüthes und ungestümen Herzens, aber er ist nicht von schlechter

Gemüthsart, und ein gutes Wort findet bei ihm allezeit eine gute Statt. Wenn Ihr Euch herablassen wolltet, gegen den Carl Aemil freundlich und gütig zu sein, und zuweilen ein wenig Nachsicht zu haben mit seinem Ungestüm, so bin ich gewiß, daß er Euch zärtlich lieben und Euch innig dankbar sein würde.

Ihr wollt damit sagen, daß ich unfreundlich und hart gegen ihn bin? fragte Dorothea schmerzlich. Ihr wollt mir zu verstehen geben, daß ich die Schuld trage an dem unfreundlichen Verhältniß zwischen mir und Eurem Kurprinzen? Er hat mich wohl gar verklagt bei Euch, hat die Stiefmutter beschuldigt, daß sie hart und ungerecht sei.

Nein, Dorothea, er hat nichts dergleichen gethan. Er würde es sicherlich nicht wagen, nur ein Wort zu sagen gegen meine Gemahlin, denn Carl Aemil weiß so gut, wie Jedermann es weiß, daß ich Euch zärtlich liebe, vielleicht zu zärtlich! Denn ich lasse aus Liebe zu Euch Manches geschehen, was ich nicht zugeben dürfte, und ich mache sehr oft Euren Willen zu dem meinigen.

Wann thätet Ihr das! Heißt es etwa meinen Willen zu dem Eurigen machen, wenn Ihr jetzt Euer Bündniß mit Frankreich zerreißt, und Euch mit Holland, dem Heimathslande Eurer

verstorbener Gemahlin, verbündet? Und was ließet Ihr jemals geschehen durch mich oder für mich, welches Ihr eigentlich nicht dürftet geschehen lassen?

Zum Beispiel Alles das, was draußen auf Eurem Vorwerk geschieht. Ich billige es, und freue mich, daß Ihr da draußen eine Stadt anlegen wollt. Aber ich kann mich nicht damit einverstanden erklären, daß Ihr Gasthäuser für Fuhrleute etabliret, daß Ihr Brauereien errichtet, und das Bier nach den Städten Berlin und Cöln einführet, ohne dafür den üblichen Zins entrichten zu wollen. Der Magistrat von Berlin hat darüber bei mir Klage geführt, und ich habe versprochen, mit Euch darüber zu sprechen.

Man hat gewagt, sich bei Euch über mich zu beklagen, rief Dorothea zornig. Und Ihr habet diese Verwegenen angehört, Ihr habt sie nicht bei dem ersten Wort mit Eurem Zorn unterbrochen, Ihr habt die Hochverräther nicht bestraft, die es wagen, zu rebelliren gegen die Kurfürstin, gegen ihre Landesmutter!

Aber Dorothea, rief der Kurfürst unwillig, jetzt werdet Ihr in Wahrheit ungerecht. Wir stehen Alle unter dem Gesetz, und müssen es respectiren, der Bettler sowohl wie der Fürst, und wenn Ihr

das Gesetz nicht halten wollt, so kann man es nicht Hochverrath nennen, wenn diejenigen, welche dazu berufen sind, die Wächter des Gesetzes zu sein, Euch aufmerksam machen wollen auf das, was Ihr thut! Dies und nichts weiter hat der Bürgermeister von Berlin heute gethan, und ich bitte Euch jetzt, liebe Dorothea, daß Ihr aus Güte für mich Euch dem Gesetze fügen, und für Eure Brauereien und Anlagen keine Ausnahme von demselben begehren, sondern willig die gesetzliche Steuer zahlen wollet.

Ich will mehr thun als das, sagte Dorothea plötzlich sanft und freundlich, ich will Euch meine Pläne und Anlagen opfern. Ich gebe Alles auf, ich lege Alles zurück in Eure Hand.

Sie eilte zu dem Schreibtische hin, öffnete hastig eine Schatulle, nahm eine große Pergamentrolle aus derselben hervor, und reichte sie dem Kurfürsten dar.

Hier, mein theurer Herr, sagte sie demuthsvoll, nehmt dies!

Was ist es? fragte er verwundert.

Es ist die Schenkungsacte über das Vorwerk draußen vor dem Thore. Es ist die Urkunde, durch welche Ihr mich zur unumschränkten Herrin und Besitzerin des Vorwerks machet, und mich

ermächtiget auf demselben zu walten und zu schalten ganz nach meinem Ermessen und Belieben. Ihr habt nun diese Ermächtigung zurückgenommen, so nehmet auch Euer Geschenk zurück. Der Magistrat von Berlin hat mich verklagt, und Ihr sagt selbst, daß ich gehandelt habe wider Gesetz und Recht, Ihr müßt demzufolge an mir ein Exempel statuiren! Ihr müßt dem Magistrat von Berlin Recht geben, und ihm beweisen, daß Eure Gemahlin, daß die Kurfürstin von Brandenburg nichts weiter ist, als Eure Unterthanin, und daß sie gestraft werden muß, wie jeder andere Unterthan. Hier, Durchlaucht, nehmt Eure Schenkung zurück, ich habe mich ihrer unwürdig gemacht.

Er nahm mit einer heftigen Bewegung die Pergamentrolle, welche sie demüthig, mit niedergeschlagenen Augen ihm darreichte, und nun war es zu Ende mit seiner Geduld, nun wallte sein Herz auf, und die Röthe des Zornes glühte auf seinen Wangen

Nein, rief er mit lauter, drohender Stimme, nein, ich nehme die Schenkung nicht zurück! Ihr mögt sie auf dem Markt verkaufen, und Geld daraus pressen, wie Ihr ja so wohl verstehet, Ihr möget Gasthäuser anlegen für alle Fuhrleute der

Welt, ich nehme nichts zurück, was ich einmal gegeben habe.

Und mit einer zornigen Bewegung schleuderte der Kurfürst die Pergamentrolle zur Erde hin, daß sie gerade zu den Füßen der Kurfürstin niederfiel.

Sie stand wie erstarrt, bewegungslos. Kein Schrei, kein Wort tönte von ihren Lippen, ihre Augen waren weit geöffnet, ihre Wangen waren todesbleich. Dann auf einmal schwankte ihre Gestalt, wie ein von Sturmwind bewegtes Rohr, dann schloß sie ihre Augen und sank taumelnd zusammen.

Der Kurfürst stürzte zu ihr hin, und fing sie in seinen Armen auf, trug sie zu dem Divan hin, ließ sie sanft auf denselben niedergleiten und neigte sich in Todesangst über sie hin.

Sie regte sich nicht, kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn, kein Athem kam aus ihrer Brust hervor, ihre Wangen waren bleich wie die einer Todten.

Eine unaussprechliche Angst erfaßte den Kurfürsten. Er stürzte nach der Wassercaraffe hin, die auf dem Tische stand, er tröpfelte ihr Wasser auf die Schläfen und rieb ihr die Hände, küßte

ihre Lippen, rief sie mit zärtlichen Namen, und bat sie um Vergebung für seine Heftigkeit.

Endlich, nach langem Bemühen, nach langem Flehen kam wieder Leben in die erstarrte Gestalt, ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust hervor, ihre Augen öffneten sich langsam und ihr irrender Blick fiel auf das angstvolle, bewegte Antlitz des Kurfürsten, der sich tief über sie geneigt hatte.

Mit einer unnachahmlichen Grazie schlang sie ihre beiden Arme um seinen Nacken, richtete sich ein wenig empor und drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen.

Mein Friedrich, mein Geliebter, flüsterte sie zärtlich, ich liebe Dich unaussprechlich, glühend, wie nur je ein Weib den Mann ihrer ersten, einzigen Liebe angebetet, vergöttert hat. Du bist mir der Inbegriff alles dessen, was schön, was groß, was erhaben ist, und mein ganzes Leben geht auf in Liebe, in Wonne und Entzücken zu Dir. Deine Sclavin bin ich, und will nichts sein als dies, und au meine Kinder sollen nichts Anderes sein, als Deine Sclaven, sollen Dir dienen in Treue und Unterwürfigkeit, sollen gleich mir sich auch demüthig und gehorsam unterwerfen Deinem Sohne, und sollen niemals vergessen, daß

der Kurprinz Carl Aemil dereinst ihr Herr sein wird. Vergieb mir, oh vergieb mir, wenn ich vorhin störrisch und wild war. Ich will mich bessern, gewiß, ich will mich bessern.

Vergieb Du mir nur, Dorothea, sagte der Kurfürst, sie innig an sich drückend, vergieb meiner Heftigkeit, meinem Jähzorn. Ich war störrisch und wild, ich —

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern drückte ihre glühenden Lippen fest auf die seinen, und wenn er versuchte zu sprechen, sich nochmals zu entschuldigen, küßte sie ihn immer wieder, bis er lächelnd verstummte und den Kuß erwiderte.

Dann erhob sie sich von dem Divan und ging nach der Pergamentrolle hin, welche in der Mitte des Gemaches am Boden lag, hob sie auf und schritt nun gesenkten Hauptes, mit demüthiger Miene zu dem Kurfürsten hin, der verwundert ihr zuschaute.

Hier, mein Herr und Gebieter, sagte sie, indem sie vor ihm sich anmuthig auf ein Knie niederließ, hier ist die Schenkungsurkunde, welche vorhin Euren Händen entfiel. Nehmt sie, und wenn Ihr mich der Gnade würdig haltet, so verleihet sie mir zum zweiten Male, und ich nehme

sie zum zweiten Male dankbar hin, als ein Geschenk Eurer Liebe und Güte.

Hier, meine theure Dorothea, sagte der Kurfürst, indem er ihr lächelnd die Urkunde darreichte. Hier nimm Dein Eigenthum zurück, und schalte und walte damit nach Deinem Belieben. Lege Städte an, baue Gasthäuser, errichte Bierbrauereien, führe das Bier steuerfrei in Berlin ein, thue Alles, was Du willst auf Deinem Vorwerk, denn ich weiß, daß Du zugleich eine gute Fürstin und eine wirthliche Hausfrau bist, und daß Du in freiem und klugem Sinne die Interessen Beider im Auge behalten und die einen nicht über die anderen vernachlässigen wirst. Und was nun unseren Sohn, den Kurprinzen anbetrifft, so wird er Dir hoffentlich für's Erste keinen Grund zum Aergerniß mehr bereiten. Er wünschte ja immer so sehr, bei nächster Gelegenheit mit mir zu Felde zu ziehen und sich die ersten Lorbeern zu verdienen. Ich habe es ihm bis dato versaget, und war der Meinung, daß es zu viel gewaget ist, wenn der Landesfürst und sein Nachfolger sich zu gleicher Zeit den Gefahren des Krieges aussetzen. Aber ich werde ihm doch anjetzo seinen Lieblingswunsch befriedigen, er soll mit mir zu Felde ziehen, und ich

werde ihm zu gleicher Zeit seinen Haushalt einrichten und ihn selbstständig machen.

Und werdet ihm dann wohl bald auch eine Gemahlin wählen? Eine schöne junge Prinzessin, welche den Glanz unseres Hauses erhöhen wird? fragte Dorothea mit einem raschen, lauernden Blick, welchen der Kurfürst indessen nicht gewahrte, weil er ganz vertieft war in seine eigenen Gedanken.

Es sind freilich schon von manchen Seiten dergleichen Anträge an uns ergangen, sagte er gedankenvoll. Gar mancher deutsche Herr und Fürst hat schon ein Auge auf unsern Kurprinzen für seine Prinzessin Tochter geworfen. Aber auch das Ausland beschäftiget sich mit unserem Sohne, und Frankreich hat uns jüngst vermelden lassen, daß ihm eine Vermählung unseres Kurprinzen mit der Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, der Prinzessin von Montpensier, sehr willkommen sein würde.

Aber der erneuerte Krieg macht dergleichen Heirathsprojecte unmöglich, sagte die Kurfürstin seufzend.

Doch wer weiß, ob sich durch dergleichen Heirathsprojecte nicht dereinst der Friede vermitteln ließ, erwiderte Friedrich Wilhelm lächelnd. Indessen, solche Pläne gehören noch gar sehr der

Zukunft an! Zuvörderst mag der Kurprinz zufrieden sein, daß wir ihm sein Haus einrichten und ihm Gelegenheit geben, sich Lorbeern zu erwerben. Ein solcher Schmuck wird ihn dann den jungen Prinzessinnen noch anziehender machen, und er wird die Wahl haben zwischen den europäischen Prinzessinnen. Aber lebet nun wohl, liebe Dorothea! Ich habe die Herren meines Generalstabes zu mir beschieden, um die Marschroute für meine Armee zu berathen. Auf Wiedersehen, Dorothea!

Er nickte seiner Gemahlin freundlich zu und schritt nach der Ausgangsthür hin. Dorothea stand einen Moment sinnend da, dann eilte sie ihm nach und legte, eben da er im Begriffe war, hinauszugehen, ihre Hand auf seinen Arm.

Mein theurer Friedrich, sagte sie sanft, Ihr wollt doch nicht gehen, ohne die Hauptsache mit mir in Ordnung gebracht zu haben?

Was für eine Hauptsache, Dorothea?

Nun, die fünftausend Thaler, welche Ihr kamt, von mir abzuholen.

Aber welche Ihr mir verweigertet, Dorothea.

Ich Euch verweigerte, wiederholte sie mit vorwurfsvollem Ton. Aber Du thust mir Unrecht, Friedrich, wahrlich, bitteres Unrecht! Du weißt, ich bin eine sparsame Frau, ja, ich will es Dir

zugestehen, ich mag zuweilen sogar darin ein wenig zu weit gehen, aber niemals wird meine Sparsamkeit so weit gehen, daß sie mich meiner Liebe und Ergebenheit gegen den edlen, den heißgeliebten Gemahl könnte abtrünnig machen. Die sparsame Frau und Mutter erschrak wohl einen Moment über die Forderung von fünftausend Thalern, die Euch eine kleine Summe, mir aber gewaltig groß erscheint: aber die zärtliche Gattin lacht die sparsame Mutter aus und schlägt ihr ein Schnippchen. Da ist das Geld, mein Herr und Gebieter! Fünf Packete, mit wohlgezählten tausend Thalern ein jedes! Es traf sich gut, daß Ihr gerade heute die Summe begehrtet, da mit dem Quartal die Apanage aus Braunschweig eingelaufen ist.

Sie reichte dem Kurfürsten die aus ihrer Schatulle rasch hervorgeholten fünf Packete dar. Friedrich Wilhelm sah nur das Lächeln, welches sie künstlich auf ihre Lippen hervorrief. Er hörte nicht den Seufzer, welchen sie gewaltsam unterdrückte.

Ich danke Euch, meine theure Dorothea, sagte er herzlich, indem er ihre Hände küßte, aus denen er die kostbaren Packete nahm. Ich danke Euch von ganzem Herzen, und werde Euch Eure Liebe gedenken mein ganzes Leben lang. Seid auch ge-

wiß, daß Ihr Euer Geld gar bald und mit Zinsen wieder erhalten sollt, mit Zinsen, wie sie selbst die jüdischen Wucherer, welche man gestern am Pranger ausgestellt, nicht begehret haben.

Aber ich werde alsdann Eure Wucherzinsen nicht nehmen dürfen, rief Dorothea lächelnd. Denn Ihr sagtet es ja vorher selbst, wir stehen unter dem Gesetz, und es ist meine Pflicht, mich demselben demüthiglichst zu unterwerfen.

Der Kurfürst lachte fröhlich, und seiner Gemahlin noch einmal freundlich zunickend, verließ er mit seiner kostbaren Last eiligst das Gemach.

Dorothea schaute ihm mit einem Ausdruck zürnenden Erstaunens nach. Er geht, ohne mir eine Schuldverschreibung ausgestellt zu haben, sagte sie leise vor sich hin. Er nimmt mein mühsam erspartes Geld, um dafür vielleicht seinen Soldaten neue Uniformen anzuschaffen, und wenn irgend eine verrätherische Kugel ihn trifft und ihn tödtet, so ist mein Geld verloren, so habe ich meine Kinder um fünftausend Thaler gebracht. Oh meine Kinder, meine geliebten Kinder, welch eine verschwenderische, unbedachtsame Mutter habt Ihr!

Und indem sie so sprach, eilte sie aus ihrem Cabinet, durchschritt die anliegenden Wohnzimmer und trat in die Gemächer der jungen Prinzen ein.

Es war um die Mittagsstunde, und die drei kleinen Knaben hielten ihre Nachmittagsruhe. Sie lagen in lieblicher Nachlässigkeit hingestreckt auf den seidenen Betten. Die Fenster waren von dunkelrothen Seidenvorhängen beschattet, welche die holden Kindergesichter mit einem rothen Schein übergossen und ihr goldenes Lockenhaar wie mit einer Glorie überhauchten. Tiefe Stille herrschte in dem Gemach, man hörte nur das ruhige, langgezogene Athmen der schlafenden Kinder und die leisen Worte, welche die Kurfürstin flüsterte, da sie vor dem Bette ihres erstgeborenen Knaben auf ihre Kniee niedersank.

Du bist schön, mein Philipp, flüsterte sie, schön wie die Engel des Himmels, Du bist gut, Du bist klug, und ich habe in Deinen großen schwarzen Augen gelesen, daß Du ein großer, ein kluger, ein tapferer Mann sein wirst, ausgerüstet mit all' den großen Eigenschaften, welche für einen Fürsten sich ziemen, und welche ihn befähigen, das Glück seines Volkes zu fördern. Und dennoch, o Jammer und Schmerz, und dennoch hat Dir das Glück die Stelle versagt, deren Du so würdig bist! Dennoch soll mein Sohn, mein Erstgeborener, an der Seite des Thrones seinen Platz haben, nicht auf demselben, und dennoch soll er sein Haupt beugen und von einem Andern Befehle empfangen, statt

sie ihm zu ertheilen. Warum muß ich es dulden, daß dieser wilde, störrische Bursche, daß der Sohn der Todten den Vorrang hat vor dem Sohne der Lebenden. Er verhöhnt mich, er haßt mich, und ich vergelte es ihm, denn er wird eines Tages Dein Kurfürst sein, mein Philipp, und Du wirst Dich vor ihm beugen müssen. Er wird die Stelle einnehmen, welche ich Dir mit meiner Seelen Seligkeit erkaufen möchte! Und ich kann doch nichts thun, und ich muß es geschehen lassen, kann nichts thun, als weinen, oh weinen, daß mein Herz brechen möchte!

Sie barg in leidenschaftlichem Schmerz ihr Haupt an den Knieen des Knaben und weinte laut.

Drüben an der Portière, welche in das offene Nebengemach führte, stand eine Frau mit todesbleichem Angesicht, mit flammenden Blicken, die fest und unverwandt auf die Kurfürstin gerichtet waren. Welche Zärtlichkeit, und doch auch wieder welcher Zorn blitzte aus diesen Augen; es war die Zärtlichkeit einer Tigerin, die bereit ist, für ihre Jungen, welche sie von einem Feinde angegriffen sieht, zu kämpfen und den Feind zu zerfleischen! Welcher Zorn, und doch wieder welches sanfte, freundliche Lächeln zuckte um diese bleichen Lippen, welche fest auf einander gepreßt waren, als woll-

ten sie den Schrei der Wuth oder des Schmerzes zurückdrängen.

Diese Frau mit dem Blicke voll Tigerzärtlichkeit und der Stirn voll düsterer, drohender Gedanken, das war Fräulein von Martin, die einstige Kammerfrau der Kurfürstin, jetzt die Gouvernante der Kinder Dorotheens. Bis zu ihrem fünften Jahre gehörten die Kurfürstlichen Kinder ihrer Mutter, war es der Kurfürstin gestattet, allein für ihre Erziehung und ihr Dasein zu sorgen. Und Dorothea mochte diese Sorge mit Niemandem theilen, außer mit ihrer getreuen Martin. Wo sonst hätte sie eine Frau finden können, der sie vertrauete, der sie ihre Kinder übergeben konnte, ohne fürchten zu müssen, daß sie zu ihren heimlichen Feinden gehörte, daß sie ihre Kinder entweder aus Unachtsamkeit oder mit Vorbedacht tödten konnte.

Der Martin allein durfte sie vertrauen. Die Martin liebte die Kurfürstin mit jener leidenschaftlichen düstern Zärtlichkeit, welche die Feuer des Himmels und der Hölle in sich vereint. Alle die Liebeskraft dieses stolzen, kalten und einsamen Herzens hatte sich concentrirt auf diese Frau, welcher sie ihr Leben geweiht, welche ihre Familie, ihre Heimath geworden, um deretwillen sie jeder

andern Liebe, jedem andern Glück entsagt hatte, oder vielmehr, für die es kein anderes Glück gegeben hatte, als nur in der Nähe ihrer Dorothea zu sein, ihr zu dienen, für sie zu sorgen, mit ihr zu weinen und zu zürnen, für Sie den Segen und für ihre Feinde die Strafen der Hölle zu erflehen.

Einem solchen Wesen durfte Dorothea wohl vertrauen, auf die Liebe und Treue dieses sonst kalten, so abgeschlossenen Herzens durfte sie bauen, wie sie keinem Menschen auf der Welt sonst vertraute, außer vielleicht ihrer Schwester Louise, welcher sie an ihrem Vermählungstage mit dem Kurfürsten die traurige Geschichte ihrer Vergangenheit offenbart hatte.

Mit der Martin hatte Dorothea niemals über diese Geschichte ihres Unglücks gesprochen, und doch wußte sie, daß die Martin sie ganz genau kannte, daß nichts davon ihr verborgen geblieben. Sie hatte sie gelesen in den verweinten Augen, in den zuckenden Mienen ihrer Dorothea, sie hatte auch die Verwünschungen, die Schmerzensklagen der schlaflosen Nächte ihrer Herrin vernommen, und hinter der Thüre, in welcher die damalige Herzogin von Braunschweig weinte und betete, wehklagte und verwünschte, lag ihre Kammerfrau auf ihren Knieen, weinend und betend, weh-

klagend und verwünschend wie sie. Einmal hatte sie Dorothea so überrascht, und da hatte sie in der Einsamkeit und Trostlosigkeit ihres Herzens sich mit einem lauten Schmerzensschrei an die Brust dieser einzigen Vertrauten, dieser einzigen mitfühlenden und verstehenden Seele geworfen, hatte sich fest an sie angeklammert, und auf ihrer Schulter ihr Haupt ruhend, lange und bitterlich geweint.

In dieser Stunde des wortlosen, schweigenden Vertrauens war das Bündniß geschlossen, welches diese beiden starken, leidenschaftlichen Frauenherzen ür immer mit einander vereinte. In dieser Stunde hatte es für Beide keine trennende Kluft der Verhältnisse, keinen Unterschied des Standes gegeben. Zwei Freundinnen hatten sich umarmt, die eine hatte geweint, die andere hatte trockenen, glühenden Auges ihre Stirn geküßt und gesagt: „Du wirst niemals einsam sein, denn wohin Du gehst, werde ich bei Dir sein! Du wirst niemals sagen können, daß Dich Niemand liebt, denn ich liebe Dich, wie Deine Mutter und Deine Schwester, wie Deine Dienerin und Deine Sclavin zu gleicher Zeit. Deine Feinde werden meine Feinde sein, und während Du weinst und betest, werde ich es versuchen, Dich an ihnen zu rächen und

diejenigen zu strafen, welche Dir Thränen erpreßten. Weine nicht, Dorothea, und sage nicht, daß Du einsam und ungeliebt bist, denn ich bleibe Dir, und ich habe Dir ein ganzes, starkes Menschenherz gegeben." Und nachdem sie so gesprochen, hatte die Martin noch einen letzten zärtlichen Kuß auf die Lippen Dorothea's gedrückt, dann hatte sie sanft die sie umklammernden Arme der Herzogin frei gemacht, war demüthig zurückgetreten und hatte mit ihrer gewohnten, sanften und unterwürfigen Stimme nach den Befehlen ihrer Herrin gefragt und sie ehrfurchtsvoll gebeten, in ihre Gemächer zurückzukehren. — Von jener Stunde war seitdem zwischen ihnen Beiden niemals die Rede gewesen. Niemals war die Scheidewand, welche zwischen der Herrin und der Dienerin stand, jemals überschritten worden, aber sie wußten Beide, daß sie jener Stunde eingedenk bleiben würden ihr ganzes Leben lang!

Für Jedermann sonst war diese hohe, dürre Gestalt mit dem bleichen, düstern Gesicht, den glühenden, schwarzen Augen, den schmalen, fest eingekniffenen Lippen eine unfreundliche Erscheinung, ein Wesen, welches Einem Furcht einflößen konnte. Die Italiener würden von ihr gesagt haben, daß sie ein mit dem bösen Blick behafteter

Gettatore sei, und sie würden ihr ausgewichen sein, und hinter ihr die beiden Finger erhoben haben, welche den bösen Blick abwehren. Die Schotten würden sie für eine Unglück verkündende Norne gehalten haben, wenn sie in ihren grauen Gewändern geräuschlosen Schrittes dahin ging, und sie würden an den Thüren, welche sie überschritten, das Zeichen des Kreuzes gemacht haben, mit welchem man die Nornen und die bösen Geister bannt.

Die Deutschen, welche weder an Gettatori, noch an Nornen glauben, nannten die Martin nur ganz einfach eine boshafte alte Jungfrau, und sie fanden darin eine Veranlassung, ihr aus dem Wege zu gehen und sich vor ihr zu fürchten.

Aber für Dorothea war „die boshafte alte Jungfrau" immer eine zärtliche, opferbereite Dienerin gewesen, für sie hatte die Martin einen Blick voll Liebe, einen Ton voll Sanftmuth und Freude gehabt. Und denselben Blick und denselben Ton hatte sie auf die Kinder der Kurfürstin übergetragen. — Sie nannte die drei kleinen Prinzen „unsere Kinder", sie war entzückt von ihrer Schönheit, sie waren für sie der Inbegriff alles Liebreizes, aller Anmuth, aller Güte, und — sie haßte die anderen Kinder des Kurfürsten,

welche sich anmaßten, den Kindern Dorothea's sich an die Seite zu stellen.

Als die Kurfürstin ihre Kammerdame zu der Gouvernante ihrer Kinder machte, wußte sie, daß sie ihren Söhnen eine gute Mutter gab, und daß sie ruhig schlafen könnte ferne von ihren Kindern, weil sie überzeugt sein konnte, daß die Augen der Martin immer offen waren, immer beobachteten, um alles Unheil fern zu halten von den geliebten Kindern.

Wußte Dorothea jetzt wohl, daß die treue Martin ihre Klagen gehört, ihre Thränen gesehen hatte? Hatte sie vergessen, daß die Gouvernante die kleinen Prinzen niemals verließ, daß sie auch ihren Schlummer bewachte? Hatte sie in ihrem Kummer und in ihrer Mutterzärtlichkeit gar nicht daran gedacht, daß die Martin in dem offenen Nebengemach sich befände, um von dort aus mit den Augen einer zärtlichen Tigerin den Schlummer der Prinzen zu bewachen?

Oh mein Philipp, fuhr die Kurfürstin nach einer langen Pause schluchzend fort, oh mein Philipp, welch' eine Fülle von Jammer liegt für mich in den Worten: Du bist der nachgeborene Prinz, und Dein Stiefbruder ist der zukünftige Kurfürst! Und da seid Ihr, meine Kleinen, meine theuern

Engel! Wie Ihr lächelt im Schlafe und wie Ihr so holdselig anzuschauen seid! Und doch mischt sich in die Wonne, die ich empfinde, wenn ich Euch anschaue, ein Schatten von Kummer und Schmerz, und ich möchte mich anklagen, weil ich Euch nicht glücklicher machen kann, weil ich Euch zu einer untergeordneten Stellung verurtheilt habe. Oh vergebt mir, vergebt mir, meine Kinder, daß ich Euch keine Länder, keine Fürstenkrone zu vererben habe, ich leide ja für Euch, ich gräme mich für Euch! Ich habe drei Söhne, und sie würden den Thron ihres Vaters zieren, und würden ihm würdige Nachfolger sein. Aber da sind drei andere Prinzen, drei Räuber Eures Glückes! Sie nehmen die Krone, sie sind die Bevorzugten, und Ihr, meine Söhne, Ihr müßt demüthiglich zurückstehen hinter den Söhnen den Kurfürstin Louise Henriette.

Weshalb müssen sie? das fragte eine leise drohende Stimme hinter ihr. Dorothea wandte sich nicht um, sie erschrak auch nicht vor dieser plötzlichen, unerwarteten Unterbrechung.

Weil Jene die Aeltest-Geborenen sind, murmelte sie. Weil die älteren Prinzen den Vorrang haben vor den jüngeren.

Ein rauhes kurzes Lachen tönte hinter ihr.

Auch die älteren Prinzen sind sterblich, flüsterte die Stimme. Weine nicht, Du zärtliche, Du edle Mutter, weine nicht wegen Deiner verhaßten Stiefsöhne, denn sie sind auch nur Menschen, und dem Tode verfallen, wie jeder andere Mensch!

Ein leiser Schauer durchrieselte die Gestalt der Kurfürstin, die noch immer auf den Knieen lag vor dem Lager ihres Erstgeborenen; aber sie wandte sich nicht um, sie barg vielmehr das Haupt wieder an den Knieen ihres Sohnes und murmelte kaum hörbar: Carl Aemil wird nicht sterben, er wird ein langes Leben haben, denn er ist von starker und robuster Gesundheit, und er ist der Kurprinz! Ja, wenn es der schwache, kränkliche Prinz Friedrich wäre, der könnte vielleicht sterben, bevor er den Fuß auf den Thron gesetzt! Aber Carl Aemil wird leben in Gesundheit und Glück, und er ist der Kurprinz.

Es sterben auch Solche oft rasch, denen man ein langes Leben prophzeite, flüsterte die Stimme hinter ihr. Weine nicht, Du zärtliche Mutter, denn auch der kräftige, der gesunde Kurprinz Carl Aemil ist sterblich, und wer weiß, wie bald der Tod ihn ereilt.

Die Kurfürstin stieß einen Schrei des Entsetzens aus und verbarg ihr Haupt in den Kissen. Dann nach einem langen Schweigen richtete sie sich empor und schaute hinter sich.

Niemand war da, Niemand flüsterte mehr hinter ihr. Es war wohl Alles nur ein Traum gewesen, es war ihr wohl gegangen, wie den Jüngern am Berge Golgatha, sie war eingeschlafen vor Traurigkeit. Sie hatte geträumt, und im Traume war der böse Geist zu ihr getreten, und hatte sie versucht mit seinen schlimmen, verlockenden Worten!

Niemand stand hinter ihr, es war Alles nur ein Traum gewesen!

Dorothea athmete erleichtert auf, und schaute um sich. Ihr Blick schweifte auch hinüber nach der Thüre des Nebengemaches. In derselben stand die Martin mit ihrem bleichen, ruhigen Angesicht, mit ihrer stillen, ehrfurchtsvollen Miene.

Die Augen der beiden Frauen begegneten sich, und grüßten sich mit einem stummen Liebesblick, dann näherte sich die Martin mit ihrem leisen, geräuschlosen Schritte der Kurfürstin, und verneigte sich tief vor ihr.

Ich bitte Eure Durchlaucht um Vergebung, daß ich die Prinzen eine Viertelstunde unbewacht

gelassen, und in mein Wohngemach mich begeben hatte. Es verlangte mich Jemand zu sprechen, und da die Prinzen schliefen, glaubte ich es wagen zu dürfen, hinaus zu gehen.

Entschuldigt Euch nicht, liebe Martin, sagte die Kurfürstin lächelnd, es ist Alles gut so!

Ja, Alles gut, wie ich sehe, erwiderte die Martin ernst, denn Gott sei gelobt, die Prinzen schlafen noch. Darf ich mir erlauben, der Frau Kurfürstin mitzutheilen, weshalb man mich zu sprechen wünschte?

Ja wohl, meine gute Martin, theile es mir mit, sagte die Kurfürstin, deren scharfe Augen auf das Gesicht der Martin gerichtet waren, und die hinter dieser Maske der Ruhe und Gleichgültigkeit wohl ein anderes Angesicht gewahren mochte, denn Dorothea's Züge nahmen allgemach einen gespannten, aufmerkenden Ausdruck an.

Der Lorand war da, Eure Durchlaucht.

Der Lorand? Der französische Koch, den ich mir durch unsern Gesandten aus Paris habe verschreiben lassen, weil es uns gelüstete, von seiner uns gerühmten Kunst zu profitiren, und unserem lieben Gemahl die Genüsse einer feinen Tafel zu verschaffen?

Derselbe Lorand, gnädige Frau Kurfürstin.

Eure Durchlaucht haben ihm seine Entlassung gegeben, obwohl der Herr Gesandte ihn auf ein ganzes Jahr für die Kurfürstliche Küche engagirt hatte.

Ich mußte es wohl, um den ewigen Klagen des Haushofmeisters ein Ende zu machen. Der Lorand soll ein sehr wüster und jähzorniger Mensch sein, dem man das Schlimmste zutrauen kann, und der das ganze Küchenpersonal durch seine Bosheit und seine Zanksucht sich verfeindet hat. Ich habe also eingewilligt, daß man ihn entlasse, obwohl er wirklich ein ausgezeichneter Kochkünstler ist, dessen Producte dem Kurfürsten schon manche angenehme Stunde bereitet haben. Uebrigens hat er sich nicht zu beklagen, denn man wird ihm seinen Jahresgehalt natürlich auszahlen müssen.

Er beklagt sich dennoch, Durchlaucht. Es scheint, daß das Geld ihm keinen Ersatz dafür bietet, daß er entlassen wird aus den Diensten der Kurfürstin Dorothea, welche er als seine gnädige Herrin verehrt, und welcher zu dienen sein Stolz und seine Freude gewesen. Vielleicht ist es auch nur deshalb gewesen, daß das übrige Küchenpersonal ihn angefeindet hat, denn er hatte es sich durchaus nicht wollen nehmen lassen, die Speisen für die

Kurfürstliche Tafel allein zuzubereiten, weil er behauptete, die Anderen verständen es nicht, für die gnädige Frau Kurfürstin zu kochen, und es werde ihr nur munden, was er selber zubereitet. Es scheint, die Anderen haben ihn zuweilen verspottet mit der großen Ergebenheit, welche er für die Frau Kurfürstin hegt, und das ist wohl oftmals der Grund seiner Heftigkeit gewesen.

Der Blick der Kurfürstin ward immer schärfer, immer lauernder, wie der Blick eines Jägers, der das Wild, dem er nachstellt, immer näher herankommen sieht.

Ihr meint wirklich, daß er zu unseren Getreuen gehört? fragte sie.

Ja, Durchlaucht, er ist Eurer Gnaden, wie es scheint, mit ganzer Seele ergeben, und es ist daher recht zu beklagen, daß die Bosheit und Tücke seiner Genossen ihn vertrieben hat.

Und er hat Euch gebeten, Martin, bei mir seine Fürsprecherin zu werden, damit er seinen Posten behalte?

Nein, Durchlaucht, er ist nicht so vermessen, zu glauben, daß Eure Durchlaucht die einmal ausgesprochene Entlassung wieder zurücknehmen könnten. Der arme Lorand wagt nur um Eurer

Durchlaucht gnädige Fürsprache zu bitten, damit er einen andern eben vacanten Posten erhalte.

Um meine Fürsprache? Bei wem?

Bei dem Kurprinzen Carl Aemil!

Die Kurfürstin schrak zusammen, und ein Schrei der Ueberraschung tönte von ihren Lippen. Die Martin beachtete das nicht, oder schien es gar nicht gehört zu haben, und fuhr in ihrer ruhigen, stillen Weise fort: Die Kurfürstlichen Eltern wollen ja anjetzo dem Herrn Kurprinzen, da er sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht hat, seinen eigenen Haushalt gründen, und ihm seinen eigenen Hofstaat geben. Das Küchenpersonal ist noch nicht ernannt, und der Lorand möchte so sehr gerne bei dem Kurprinzen Carl Aemil als erster Leibkoch eine Anstellung erhalten.

Und dazu soll ich ihm behülflich sein? fragte Dorothea mit einem spöttischen Lächeln. Ich dächte doch, die Leute im Schlosse wissen es Alle, welche zärtliche Liebe zwischen dem Kurprinzen und mir besteht, und wie sehr e r bemüht ist, mir zu Willen zu leben, und meine Wünsche zu beachten. Wenn i ch den Koch Lorand empfehle, so wird das sicherlich ein Grund für den Kurprinzen sein, denselben nicht anzustellen.

Es wäre doch so sehr wünschenswerth, daß der

Lorand diese Stelle erhielte, murmelte die Martin leise vor sich hin.

Die Kurfürstin schaute mit einem raschen Blick zu ihr hin, senkte dann ihr Auge nieder, und schritt langsam und gedankenvoll einige Male auf und ab. Martin, sagte sie dann, vor ihr stehen bleibend, wenn Dir so viel daran liegt, dem Lorand diese Anstellung zu verschaffen, so gäbe es vielleicht doch ein Mittel dazu.

Wollen Eure Durchlaucht die Gnade haben, mir dieses Mittel zu sagen? Es liegt mir wirklich sehr viel daran, daß der Lorand diese Anstellung erhalte, und zwar durch mich, denn ich habe versprochen, mich für Lorand zu verwenden, und es wäre sehr beschämend für mich, wenn man nun erkennen müßte, daß mein Bitten gar nichts über Eure Durchlaucht vermögen.

Ah, Du bist auf einmal ehrgeizig geworden, wie es scheint, Du willst Deinen Credit als Fürsprecherin nicht verlieren! Nun, da muß man Dir wohl den Willen thun, meine gute Martin. Höre also! Ich werde, statt den Koch Lorand zu empfehlen, den Kurprinzen warnen, ihn zu engagiren. Man muß den Kurprinzen wissen lassen, daß ich den Lorand entlassen habe.

Die Martin erlaubte sich ein mattes, flüchtiges

Lächeln. Er weiß es schon, sagte sie leise. Man hat ihm gesagt, daß Eure Durchlaucht sehr unzufrieden mit dem Lorand gewesen, und trotz aller Bitten ihn entlassen hätten.

Ah, er weiß es schon, murmelte Dorothea gedankenvoll, indem sie wieder auf und nieder schritt.

Ich werde dem Kurprinzen schreiben, sagte sie endlich. Ich werde ihn beschwören, den Menschen nicht in seine Dienste zu nehmen. Du kannst dieses mein Schreiben dem Lorand geben, und er mag es dann selber dem Prinzen überbringen. Glaube mir, das wird eine wirksamere Empfehlung sein, als wenn ich den Kurprinzen bitten wollte, ihn zu engagiren. Ich werde Deiner Fürsprache Ehre machen. Der Lorand soll, weil Du es wünschest, Leibkoch des Kurprinzen werden!

4.
Prinz Carl Aemil.

Ach, welch' ein köstliches Ding ist es doch um das Leben! Wie dankbar bin ich dem lieben Herrgott, daß er mich hineingesetzt hat in diese allerliebste, reizende Welt! Findest Du nicht auch, Bruder Fritz, daß es ein sehr angenehmes Ding ist, das liebe Leben?

Nicht immer, Bruder Aemil, erwiderte Prinz Friedrich achselzuckend. Wenn die Stiche in meiner Brust rasen, wenn alle meine Glieder zucken vor Schmerz, dann finde ich das Leben durchaus nicht so angenehm, wie es Dir erscheint. Man muß dazu eben Deine Gesundheit haben, und Deine kräftige Constitution.

Ja, es ist wahr, ich bin gesund, rief der Kurprinz lachend. Ich fühle mich kräftig wie Hercules,

ich könnte wie Atlas die Welt auf meinen Rücken nehmen, und würde nicht zusammenbrechen. Die wildesten und muthigsten Pferde werden sanft, und zittern, wenn sie meine Faust in den Zügeln, und meine Kniee in ihren Weichen fühlen; die tosenden Wellen des Meeres brechen sich und fließen schmeichelnd um meine Gestalt, wenn ich mit meinen kräftigen Armen hinein rudere und schlage. Weißt Du noch, Friedrich, wie ich im vorigen Jahre, da wir in Preußen waren, mich im Haff badete?

Ja wohl, ich weiß es noch. Die See ging mit hohen Schaumspritzen, der Sturm heulte, und der Herr von Schwerin beschwor Dich mit Thränen in den Augen, Dein tolles Vorhaben aufzugeben, und Dich dem heimtückischen Elemente nicht anzuvertrauen.

Und ich gab es doch nicht auf, lachte der Kurprinz. Ich ließ Euch Alle winseln und lamentiren, und nahm den Kampf auf mit dem heimtückischen Element. Hei, es war ein harter Kampf, und ein paarmal, wenn die wüthenden Wellen mich wie einen Handschuh emporwarfen, und dann wieder in die Tiefe hinabschleuderten, ein paarmal dachte ich beinah', daß ich der Besiegte sein und meinen Uebermuth mit dem Leben bezahlen würde. Aber da kam die Kraft der Verzweiflung

über mich, und ich schlug mit meinen Armen die Wellen, als wären es widerspenstige Rosse, die ich bändigen wollte, und ich peitschte die, welche mich peitschen wollten, schauete immer nach dem Ufer hin, wo ich zuweilen durch die spritzenden Schaumwellen Euch erblickte, die ihr auf den Knieen laget und betetet, und sagte mir immer wieder: „Da will ich hin, und da muß ich hin, und kein Sturm und kein Ocean soll mich davon zurückhalten.“ Und da ging es vorwärts mit Windesschnelle, und ich besiegte die Wellen und kam zurück an's Ufer. Ach, Bruder Fritz, das war ein köstlicher Moment, ich hatte mit dem Tode gekämpft, und hatte ihn besiegt und das Leben mir selber erobert. Seit jenem Tage ist es doppelt mein, denn ich habe es nicht blos von Gott, sondern auch von mir selber, Gott hat es mir g e s c h e n k t, ich habe es mir v e r d i e n t.

Aber seit jenem Tage bist Du um ein Vergnügen ärmer geworden, Du Tollkopf, sagte Friedrich lächelnd. Denn Du weißt wohl, daß Du unserem Herrn Vater mit einem feierlichen Handschlag hast geloben müssen, niemals wieder Dein Leben in solche Gefahr zu bringen, niemals überhaupt wieder im Meere zu baden.

Ja, ich habe ihm das geloben müssen, und

ich werde natürlich mein Wort halten, und das wird Niemandem unangenehmer sein, als unserer theuern Frau Mutter. Es wäre doch eine Hoffnung gewesen, den verhaßtesten ihrer Stiefsöhne los zu werden. Sie hätte vielleicht mit ihren blitzenden grauen Augen einen Haifisch bestechen können, daß er sich ihrer erbarmte, den unbequemen Kurprinzen in seinen Rachen steckte und ihn dann festhielt auf Nimmerwiedersehen. Und nun hat unser theurer Vater das unmöglich gemacht, und die Frau Kurfürstin ist um eine Hoffnung ärmer geworden!

Um's Himmels willen, Aemil, sprich nicht so laut, sagte Friedrich, einen scheuen Blick umherwerfend.

Der Kurprinz lachte. Du denkst also immer noch, daß es hier im Schlosse keinen Ort giebt, wo die böse Frau uns nicht behorchen könne, um nachher mit ihrem süßlichen Lächeln und ihren schmeichlerischen Mienen uns bei unserem Herrn Vater zu verlästern, und sich als das Schlachtopfer seiner ungerathenen Söhne hinzustellen? Oh, ich fürchte mich jetzt nicht mehr vor der bösen Frau, im Gegentheil, es wird mir eine Freude machen, ihr zu trotzen, und ihr, so viel ich vermag, die bösen Stunden zu vergelten, welche

sie uns bereitet hat, seit sie hier in das Schloß eingezogen ist. Oh, wir sind jetzt Beide ihrer Zucht entwachsen, wir sind selbstständig geworden, und ihr Stirnrunzeln und ihre drohenden Worte kümmern uns nicht mehr.

Doch, Aemil, sie können uns noch viel Kümmerniß bereiten, seufzte Friedrich. Sie besitzt das Ohr und das Herz unseres Vaters, und welch ein großer, weiser und tapferer Herr er sonsten auch ist, vor ihr beugt er sich doch, und sie bricht seinen Willen und seine Entschlüsse, wie sie es will, denn sie hat Gewalt über ihn, sie beherrscht ihn. Bedenke das, Aemil, und bedenke auch, daß wir Beide die Wünsche unseres Herzens niemals erreichen können, wenn Sie es nicht will, und sie will niemals, was uns glücklich machen könnte.

Es ist wahr, sagte Aemil, plötzlich ernst werdend, sie hat Gewalt über unsern Herrn Vater, und wenn sie es will, wird er uns seine Einwilligung für die Wünsche unseres Herzens verweigern. Ach, Friedrich, es ist doch ein abscheuliches Ding um eine Stiefmutter.

Wenn sie mich von meiner geliebten Elisabeth Henriette trennen könnte, so würde ich sterben, murmelte Prinz Friedrich.

Wenn sie meine Heirath mit meiner lieben

Cousine Charlotte hintertreiben will, so gehe ich mit ihr durch und verheirathe mich in Kurland mit ihr, sagte der Kurprinz trotzig. Unser Herr Onkel, der Herzog von Kurland, und unsere Frau Tante, die Herzogin, sind mir sehr gewogen, und lieben die Frau Kurfürstin nicht sonderlich. Ich werde sie dann so lange mit Bitten und Flehen bestürmen, bis sie uns erlauben, uns dorten zu vermählen.

Was sagst Du da, Aemil, rief Friedrich ganz entsetzt, Du könntest Dich vermählen, ohne den Consens unseres Herrn Vaters zu haben?

Noth kennt kein Gebot, sagte der Kurprinz achselzuckend. Ich will und werde niemals eine andere Gemahlin annehmen, als meine Charlotte, und im Nothfalle muß man zu Gewaltmitteln seine Zuflucht nehmen.

Aber eine solche Ehe würde ungültig sein, Bruder. Kein Prinz unseres Hauses darf sich vermählen ohne den Consens des regierenden Kurfürsten, und jede heimlich geschlossene Ehe ist ungültig vor dem Gesetze.

Aber nicht vor Gott, Bruder Fritz, und auch nicht vor unserem Gewissen! Doch reden wir jetzt nicht mehr von dem, was kommen könnte, sondern von dem, was ist. Morgen früh reise ich ab, wie

Du weißt, und es werden sicherlich Monate vergehen, ehe ich wieder heimkehre aus diesem Feldzug gegen Frankreich. Nun möchte ich Dich um etwas bitten, Fritz.

Was ist es, Aemil? Was soll ich thun?

Du sollst mir meinen Schatz bewachen, als wärst Du ein Drache mit feurigen Augen. Du sollst mir meine Liebste hüten, als wärst Du der getreue Eckardt aus dem Märchen. Die Charlotte soll bei diesen schlimmen Zeitläuften noch nicht zu ihren Eltern nach Kurland heimkehren, so ist es bestimmt, sie soll hier am Hofe noch länger verbleiben. Nun habe wohl Acht auf meinen Liebling, Bruder Fritz. Gieb es nicht zu, daß sie der Charlotte übel mitspielt, sie unfreundlich behandelt und ihr Kummer bereitet. Ich weiß, Charlotte ist ein tapferes und edles Kind, und sie wird nicht klagen und wird sich nicht beschweren. Aber gehe Du jeden Morgen zu ihr in ihr Wohngemach, bringe ihr von mir einen Morgengruß, und beobachte ihre Augen und ihre Lippen. Wenn ihre Augen trübe sind, so hat sie geweint, wenn auf ihren Lippen kein Lächeln glänzt, so hat sie Kummer gehabt. Und dann forsche sogleich, was es ist, lasse ihr keine Ruhe, bis sie Dir gesteht, was man ihr gethan und womit man sie betrübt hat. Und

wenn Du findest, daß sie in Gefahr ist, und wenn Du glaubst, daß meine Anwesenheit hier nothwendig ist, oder daß sich Charlotte nach mir banget, so melde es mir sogleich, und ich werde hieher kommen, und nichts wird mich daran verhindern können, meine Liebste zu sehen und zu erretten. Träfe mich Dein Ruf auf dem Schlachtfelde, so würde ich das Schwert von mir werfen und hieher eilen, auf die Gefahr hin, für einen Feigling gehalten zu werden. Träfe er mich auf dem Krankenbett, so würde ich auf der Stelle gesund werden, und aufstehen, um mich auf's Pferd zu schwingen und meiner Charlotte zu Hülfe zu eilen. Ja, ich glaube, wäre ich auf dem Schlachtfelde gefallen, und Dein Ruf träfe mich im Grabe, so würde ich ihn vernehmen, und würde die Decke meines Grabes sprengen, und würde hervorgehen und wandeln.

Ach, mein Bruder, rief Friedrich gerührt und freudig, indem er seine Arme um den Hals des Kurprinzen schlang, ach, mein Bruder, nun sehe ich wohl, daß Du Deine Charlotte wahrhaft liebst, denn Du, welcher sonst gar keine Furcht kennst, Du zitterst für sie.

Ja, ich zittere für sie, denn sie bleibt in der Nähe der Kurfürstin Dorothea, meiner Feindin.

Mein Bruder, ich ernenne Dich zu meinem Stellvertreter. Berathe und behüte mir meine Charlotte.

Ich nehme Deine Ernennung an, Aemil, und sei gewiß, daß meine Augen und meine Ohren immer offen sein sollen. Nun aber, mein Bruder, habe ich auch an Dich eine Bitte! Unser Herr Vater sagte heute bei Tafel, daß Ihr der Tante Landgräfin in Kassel auf der Durchreise einen Besuch machen, und dorten einen Tag bleiben würdet.

Ah, und Du beneidest mich um das Glück, dorten Deine schöne und geliebte Elisabeth Henriette zu sehen!

Ich beneide Dich nicht, Aemil, denn ich gönne Dir alles Schöne und Gute, aber ich möchte es in diesem Falle mit Dir theilen. Ich wünschte, daß der Kurfürst mir gestatten möchte, Euch bis Kassel zu begleiten, und ich habe ihn darum recht dringend ersucht. Aber Seine Durchlaucht schlugen es mir ab, dieweilen Sie meinten, es dürften nicht seine beiden erwachsenen Prinzen mit ihm aus dem Lande gehen, sondern es müßte wegen Lebens und Sterbens doch einer von den Prinzen daheim bleiben.

Und da ich glücklicher Weise der Aelteste bin, so giebt mir das den schönen Vorzug, den Kurfürsten begleiten zu dürfen, sagte der Kurprinz rasch.

Du würdest ihn auch begleiten, wenn Du der Jüngere wärst, erwiderte Friedrich sanft. Du bist gesund und stark, ich bin ein armer schwächlicher Mensch, und die Uniform paßt nicht für meine unglückliche, verwahrloste Gestalt.

Ah, Du übertreibst, Bruder Fritz. Deine Gestalt ist schmächtig und zart, aber sie ist nicht verwahrlost, und Du hast durchaus nicht nöthig, Dich über Deine Erscheinung zu beschweren. Beweis davon ist, daß die schönste, liebenswürdigste und anmuthigste deutsche Prinzessin, — denn ich bitte zu bedenken, daß meine liebe Charlotte keine deutsche, sondern eine kurländische Prinzessin ist, — Beweis davon ist, daß Elisabeth Henriette von Hessen-Kassel Dich liebt.

Dies ist nur ein Beweis davon, daß sie ein Engel ist, ein Engel, dem ich auf meinen Knieen ewig danken möchte dafür, daß sie, trotz meiner unglücklichen Gestalt, mich dennoch liebt und meine Liebe nicht verschmäht. Oh, glaube mir, Aemil, es ist ein hartes und grausames Geschick, so entstellt und gezeichnet einher zu gehen unter den Menschen, und zu wissen, daß es nicht einmal die Natur gewesen, welche uns dieses Geschick auferlegte, sondern daß es uns betroffen hat durch die Fahrlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Menschen.

Als meine Amme damals den kleinen einjährigen Prinzen über ihre Schulter zur Erde fallen ließ, da ahnte sie wohl nicht, wie viel schlaflose Nächte, wie viel Kummer und Sorgen die Folge davon sein würden, mit wie bitteren Thränen das arme Kind ihre Unvorsichtigkeit büßen müßte. Ich schreite einher unter dem Joche der Häßlichkeit und Widerlichkeit und — Still, Bruder, versuche nicht mir zu widersprechen! Ich kenne mich, und ich habe keine Illusionen, ich kenne meine Gestalt, wenn ich mir auch sonsten immer den Anschein gebe, als ob ich nichts von dem Höcker wisse, der sich hinter meinem Rücken erhebt. Wenn ich mich auch zuweilen damit belustige, daß ich mich unwissend stelle über meine unförmliche Figur, und mir von den Höflingen betheuern lasse, daß ich die Unförmlichkeit früherer Tage ganz verloren habe, und daß meine schiefen Schultern ganz gerade sind. Ich bin ein Buckliger, ich bin ein apanagirter Prinz, und dennoch liebt mich Elisabeth Henriette, von der Du selber sagst, daß sie die schönste und liebenswürdigste deutsche Prinzessin ist. Und man will mir diesen Engel nicht gönnen? Wir waren doch für einander bestimmt von Jugend auf, unsere theure Mutter freuete sich unserer gegenseitiger Neigung, und begünstigte

dieselbe. Herr von Schwerin, unser Gouverneur, hatte nichts dagegen, wenn ich als Knabe schon meiner kleinen Braut die zärtlichsten Briefe schrieb, und jetzt auf einmal ist das Unrecht, was früher Recht war, und unser Herr Vater hat mir ganz ernst und bestimmt erklärt, daß er niemals meine Verbindung mit der Cousine zugeben würde, und daß ich jeden Gedanken daran aufgeben solle.

Die Frau Kurfürstin Stiefmutter will nicht, daß wir uns verheirathen, rief Carl Aemil. Wir sollen entweder sterben oder als Hagestolze leben, damit nachher ihre Söhne die Erben sind, und die Dynastie der Hohenzollern fortpflanzen. Wir werden ihr aber nicht den Gefallen thun! Wir werden weder sterben, noch unverheirathet bleiben, und ihre Söhne müssen es sich schon gefallen lassen, die nachgeborenen Prinzen zu bleiben, und uns den Vorrang zu lassen. Laß uns nur nicht den Muth verlieren, Bruder Fritz, es wird unserer Liebe und unserer Standhaftigkeit doch noch gelingen, die böse Frau zu besiegen, und unser Herr Vater wird sich doch noch zuletzt von unseren Bitten und Vorstellungen erweichen lassen. Er liebt uns ja, und er wird nicht wollen, daß die Söhne seiner Louise unglücklich werden.

Wiederhole diese trostreichen Worte meiner

theuern Elisabeth, sagte Prinz Friedrich. Dies ist es, um was ich Dich bitten wollte. Du weißt, der Herr Kurfürst hat mir neulich auf das strengste befohlen, den Briefwechsel mit der Prinzessin abzubrechen, und ich habe ihm mein Wort geben müssen, daß ich weder mit der Frau Tante, noch mit der lieben Muhme fernerhin correspondiren will. Es ängstigt mich nun, daß der Kurfürst, trotz des Zerwürfnisses, das zwischen ihm und der Landgräfin besteht, dennoch nach Kassel gehen und dorten einen Tag bleiben will, und ich fürchte, er gehet dahin, um ein für allemal ein Ende zu machen, und der Frau Tante zu erklären, daß er niemals seine Einwilligung zu meiner Vermählung mit ihrer Tochter Elisabeth geben wird, und daß die Landgräfin für immer dieser Idee entsagen soll.

Es mag wohl sein, daß dies seine Absicht ist, sagte Carl Aemil gedankenvoll. Der Herr Vater liebt nicht das lange Hinziehen und die unbestimmten Verhältnisse! So wird er wohl eine schnelle Entscheidung herbeiführen und der Tante sagen wollen, daß er für seine Söhne Prinzessinnen aus reichen und mächtigen Fürstenhäusern beansprucht, daß er durch sie sich Allianzen mit Königen und Kaisern verschaffen will, und daß die lieben Cousinen anjetzo keine passenden Partien mehr für seine

Herren Söhne wären. Er mag damit auch wohl Recht haben vom Standpunkte der Politik aus, aber wir haben auch Recht, wenn wir uns dem nicht fügen wollen, wenn wir begehren, daß wir auch unser persönliches Glück für etwas Erstrebenswerthes halten, und daß wir uns dasselbe nicht von der Politik zerstören lassen wollen.

Zumal ich, sagte Friedrich achselzuckend, weshalb sollte ich wohl der Politik geopfert werden! Ich gönne Dir den Vorzug Deiner Geburt, und ich bin es ganz zufrieden, hinter Dir und im Schatten zu stehen. Aber man gönne dem apanagirten Prinzen wenigstens, daß er ein zufriedener Mensch sei, und man hindere ihn nicht, im Schatten des Thrones auf seine Weise glücklich zu sein! Ich bitte Dich, mein Bruder, wenn Du anjetzo mit dem Herrn Vater nach Kassel kommst, so suche einen Moment zu erhaschen, wo Du die Prinzessin Elisabeth Henriette allein sprechen kannst. Dann sage ihr von mir, daß ich sie ewig lieben werde, und daß nichts mich von ihr abwendig machen kann. Sage ihr, sie solle auf meine Liebe und auf meine Treue bauen, und wenn man ihr auch sagen und versichern möchte, ich würde anderweitig mich vermählen, sie soll es nimmer glauben, sondern soll immer und ewig eingedenk bleiben, daß ihr

und ihr allein mein Herz und meine Hand gehört, und daß ich kein Meineidiger bin, der den Schwur der Treue jemals brechen kann, den er aus zärtlichem Herzen freiwillig und freudig gethan. Man kann mich wohl verhindern, mich mit der Geliebten zu vermählen, aber man soll mich nicht zwingen können, mich mit einer Andern zu vermählen. Dies sage meiner Elisabeth, und sage ihr auch, daß meine Liebe zu ihr fest steht, wie ein Fels im Meer, und daß nichts dieselbe wankend machen kann.

Brav gesprochen, Bruder Fritz, rief Carl Aemil, ihn zärtlich umarmend. Ich werde der schönen Cousine Deine Liebesbotschaft überbringen und ihr Muth einsprechen. Dann werde ich Dir schreiben und Dir Alles wiederholen, was sie mir gesagt hat, und Du wirst mich dadurch belohnen, daß Du mir wieder schreibst und mir genau vermeldest, wie es meiner lieben Charlotte dahier ergeht, und ob die böse Fee sie nicht martert und quält. Wenn sie's thut, dann wehe ihr, dann soll sie erkennen lernen, daß der Kurprinz sich nicht vor ihr fürchtet, und daß sie wahrlich sich vor ihm zu hüten hat, wenn er dermaleinst der Kurfürst sein wird.

Ein leises, schüchternes Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen, und der Kammerlakai des

Prinzen trat mit der Meldung herein, daß Jemand da sei, welcher von der Frau Kurfürstin einen Brief überbringe, und beauftragt sei, ihn persönlich in die Hände des Kurprinzen zu übergeben.

Laß ihn also eintreten, befahl der Kurprinz, und er blickte gespannt nach der Thür hin, durch welche der unerwartete Bote eintreten mußte. In derselben erschien jetzt ein junger Mann von schlanker, schmächtiger Gestalt, zierlich nach der neuesten französischen Mode gekleidet, das kluge, hübsche Gesicht von einem verwegenen Ausdruck, die Augen voll düstern Feuers, die dreisten und nicht im mindesten demüthigen Blicke fest auf den Kurprinzen gerichtet.

Ah, das ist der französische Koch der Frau Kurfürstin, rief Prinz Aemil überrascht. Der Lorand, welcher so vortreffliche Saucen bereitet und uns neulich mit einem ganz neumodischen Gericht, mit einer brennenden Mehlspeise regaliret hat: Nun saget mir, Lorand, was führt Euch her zu mir? fragte er, sich im reinsten Französisch an den jungen Mann wendend.

Gnädiger Herr, erwiderte dieser ruhig, mich führt das Verlangen her, in Eurer Durchlaucht

Dienste zu treten, vorausgesetzt, daß der Leibkoch Eurer Durchlaucht noch nicht ernannt ist.

Nein, er ist noch nicht ernannt, aber Ihr könnt diese Stelle nicht erhalten, Monsieur. Es würde sich für mich nicht schicken, der Frau Kurfürstin eine Person aus ihrem Haushalt zu entziehen.

Ich bitte um Vergebung, Altesse, ich gehöre nicht mehr zu dem Haushalt Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht. Ich bin entlassen!

Ich habe davon gehört. Aber weshalb seid Ihr entlassen? Weshalb das?

Der Koch zuckte die Achseln. Ich kann darüber nicht sprechen, sagte er mit geheimnißvoller Miene. Es giebt Dinge, welche wie zweischneidige Schwerter sind; wie man sie auch anfassen mag, man wird immer von ihnen verwundet. Ich bin entlassen, das ist Alles, was ich sagen kann. Daß aber die Frau Kurfürstin mit meinen Leistungen nicht unzufrieden gewesen, und mich nicht deshalb entlassen hat, weil sie mit meiner Kunst nicht zufrieden war, davon giebt dies Handschreiben Ihrer Durchlaucht Zeugniß, welches ich die Ehre haben soll, in die Hände des Herrn Kurprinzen niederzulegen.

Ah, es ist wahr, Ihr bringt mir ein Handschreiben Ihr Kurfürstlichen Gnaden. Gebt!

Lorand überreichte mit einer ehrfurchtsvollen

Verbeugung dem Kurprinzen das versiegelte Billet. Während der Prinz dann las, flogen die schwarzen blitzenden Augen mit einem lauernden, tückischen Ausdruck durch das ganze Gemach, aber wie sie den Blicken des Prinzen Friedrich begegneten, senkten sie sich rasch nieder, und ein röthlicher Schimmer flog über seine bleichen Wangen hin.

Der Kurprinz hatte den Brief zweimal gelesen, und wandte sich jetzt wieder dem Franzosen zu.

Wißt Ihr, was in dem Briefe steht? fragte er.

Ich hoffe, daß ich es weiß, gnädiger Herr!

Nun was meinet Ihr also wohl, was darin steht?

Eine gnädige Empfehlung meiner Person, Durchlauchtigster Prinz. Ich wandte mich um eine solche an die Mademoiselle de Martin, die Gouvernante der jungen Prinzen, ich beschwor sie, bei der Frau Kurfürstin sich zu verwenden, daß Selbige die Gnade haben möchte, bei dem durchlauchtigsten Herrn Kurprinzen ein gutes Wort einzulegen, damit ich die Stelle als Leibkoch des Herrn Kurprinzen erhielte.

Und die Mademoiselle versprach es dir?

Sie versprach es mir, und ich versprach ihr dafür, niemals den wahren Grund meiner Entlas-

sung anzugeben. Ich hatte nur gewagt um eine mündliche Empfehlung zu bitten, aber die Frau Kurfürstin ist so außerordentlich gnädig gewesen, mir eine schriftliche Empfehlung zu geben, und diese hatte ich die Ehre Eurer Durchlaucht zu überreichen.

Und auf Grund dieser Empfehlung hofft Ihr in meine Dienste treten zu können?

Es ist dies mein sehnlichster Wunsch, gnädigster Herr!

Es ist gut! Ich werde mir die Sache bedenken! Kommet in einer Stunde zu mir, dann werde ich Euch Euren Bescheid sagen. Adieu!

Errathe einmal Fritz, was mir unsere theure Frau Mutter geschrieben hat, sagte der Kurprinz, nachdem Lorand sich entfernt hatte.

Nun, was ist es, Aemil? Ich gestehe, daß die Frau Kurfürstin für mich ein unergründliches Räthsel ist, und ich bin nicht so anmaßend, jemals ihr Thun nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit vorher wissen zu wollen. Sage also, was hat sie Dir zur Empfehlung Lorand's geschrieben?

Eine schöne Empfehlung das! Erlaube, daß ich Dir den Brief vorlese, denn es wird mir wohlthun, ihn nicht blos zu lesen, sondern auch zu hören, daß meine Augen vorhin richtig gelesen.

Merke also wohl auf, die Frau Kurfürstin schreibt: „Der französische Koch Lorand läßt mich durch Fräulein von Martin um eine Empfehlung an Euch, mein Sohn, ersuchen, weil er gern in Eure Dienste treten möchte. Ich kann ihm aber eine solche Empfehlung nicht geben, vielmehr halte ich es für meine Pflicht, Euch zu warnen. Der Lorand ist ein heimtückischer, boshafter Geselle, und obwohl nicht zu leugnen ist, daß er sein Metier außerordentlich gut versteht, und die französische Kochkunst in ihm einen geschickten Vertreter hat, so werdet Ihr doch wohl thun, mein vielgeliebter Sohn, Euch vor diesem Subject zu hüten, und ihn nicht in Eure Dienste zu nehmen. Abgesehen davon, daß es gar sehr gegen die Dehors verstieße, wenn Ihr Jemand in Euer Haus aufnähmet, den ich aus dem meinen entlassen habe, so würdet ihr auch von diesem Subject sehr viel Aergerniß haben, dieweilen er keine Ruhe und keinen Frieden halten kann, sondern sich mit dem ganzen Gesinde zanket und verfeindet. Ich warne Euch also, mein Sohn, diesen Menschen in Eure Dienste zu nehmen, und ich bitte Euch, daß Ihr diese Warnung so aufnehmet, wie sie gegeben ist, als einen Beweis meiner mütterlichen Fürsorge und meiner wahrhaft zärtlichen Gesinnung für Euch,

mein lieber Sohn. Beweiset nun Eure Dankbarkeit dadurch, daß Ihr das schlechte Subject nicht in Euren Haushalt aufnehmt! Eure wohlgewogene Mutter Dorothea."

Nun, was sagst Du zu diesem Schreiben? fragte Carl Aemil.

Ich sage, daß es wieder ein Räthsel ist, und daß ich es nicht zu lösen verstehe.

Es steckt etwas dahinter, ganz gewiß, es steckt etwas dahinter! Der Lorand bittet sie um eine gnädige Empfehlung, und sie giebt ihm einen Brief, den der arme Kerl treuherzig abgiebt, und der eine beredte Warnung gegen ihn enthält. Welche Bosheit, den armen Kerl zum Ueberbringer seiner eigenen Anklage zu machen, und ihn glauben zu lassen, daß es eine Empfehlung ist.

Ich möchte bei Gott wohl wissen, was das für ein Geheimniß ist, und ob nicht irgend eine Bosheit der Frau Kurfürstin dahinter steckt. Was kann der Koch gethan haben, das die Frau Kurfürstin so zornig macht, und — Halt ich hab's! Mir geht ein Licht auf.

Nun, laß es auch für mich leuchten, Bruder, denn ich gestehe Dir, daß ich mich vollständig im Dunkeln befinde.

Merk' auf, Bruder Fritz. Der Koch ist in Ungnade gefallen, weil er, — komme dicht zu mir heran, Fritz, ich will's Dir in's Ohr flüstern, — weil er sich geweigert hat, uns zu vergiften.

Welch ein Unsinn, Bruder, murmelte Friedrich, und er versuchte zu lächeln, obwohl er erblaßte und ein Schauder ihn überrieselte. Wie kommst Du nur zu einem so fürchterlichen Gedanken, und wie ist es nur möglich, der Frau Kurfürstin solch ein Verbrechen zuzutrauen!

Sie ist zu Allem fähig, wenn es gilt, ihrem Haß und ihrer Liebe Genüge zu thun! Oh ich kenne sie, ich habe sie oft beobachtet, wenn sie es nicht dachte, und wenn ich ganz harmlos und unbefangen erschien. Ich habe in ihren fürchterlichen Augen alle Geheimnisse ihrer Seele gelesen! Sie haßt die Söhne unserer Mutter, und sie liebt ihre eigenen Söhne leidenschaftlich. Wenn sie uns mit guter Miene aus dem Wege räumen kann, so thut sie es, wenn sie ihre Söhne auf irgend eine Weise an unsere Stelle setzen kann, so thut sie es! Glaube mir, Bruder, ich habe Recht! Der Koch Lorand hat sich geweigert ein Verbrechen zu begehen, und darum entläßt sie ihn, und darum fürchtet sie, daß er in meine Dienste tritt, und daß ich von ihm ihr Geheimniß

erfahre. Ah, meine gnädigste Frau Mutter, es freut mich, Euch ein wenig Aergerniß und Furcht einflößen zu können. Ich werde, trotz Eurer gnädigen Abmahnung, den Koch Lorand in meine Dienste nehmen, und er soll mein Leibkoch werden, er soll mich in's Feld begleiten, und immer mit mir ziehen, zärtlich besorgte Frau Mutter!

Thu's nicht, Bruder, es ist nicht gut, sie zu ärgern! Und dann, wer weiß, ob nicht diesmal ihre Warnung wirklich gut gemeint ist. Der Lorand mag wirklich ein schlechtes Subject sein, und sie hat ihn deshalb nicht empfehlen wollen, weil Du sonst meinen könntest, sie habe Dir absichtlich ein nichtsnutziges Individuum in Deinen Haushalt eingeschoben.

Aber das Geheimniß seiner Entlassung, Bruder! Was ist es damit? Warum will der Mensch nicht sagen, weshalb er entlassen worden?

Vielleicht weil es für ihn nicht ehrenvoll ist, und er hüllt sich nun in ein geheimnißvolles Dunkel, um die wahre Ursache verschweigen zu können. Ich bitte Dich, Carl Aemil, laß Dich von Deiner Abneigung gegen die Kurfürstin nur nicht verleiten, die Dinge in einem falschen Lichte zu sehen. Achte diesmal auf ihre Warnung, denn ich glaube in der That, daß sie gut gemeint ist.

Ich glaube in der That gerade das Gegentheil, und ich bin fest überzeugt, daß mein Verdacht begründet ist, und daß — Ah, da ist ja unser lieber Kammerherr Dietrich von Buch! Seid mir willkommen, mein Herr, herzlich willkommen!

5.
Die Warner.

Der Kurprinz begrüßte den Herrn, der so eben in die Thür eintrat, mit einem freundlichen Kopfnicken.

Herr Dietrich von Buch dankte mit einer tiefen und ehrfurchtsvollen Verbeugung, und bat demüthigst um Entschuldigung, daß er so unangemeldet in das Zimmer des gnädigen Herrn eingetreten. Aber es sei Niemand im Vorzimmer gewesen, der ihn habe melden können.

Glaub's wohl, lächelte der Kurprinz, mein ganzer neu etablirter Hausstand ist auseinander gefahren, und durch die nahe Abreise tourbiret. Aller Orten sieht man nur Kisten und Kasten, und Jeder packt seine Habseligkeiten zusammen für die morgende Abfahrt. Es geht zu Felde, ah,

wie prächtig das klingt, es geht zu Felde! Ich hoffe, Ihr freuet Euch selber auch darauf, Herr Dietrich von Buch, denn Ihr werdet doch unsern Herrn Vater begleiten und mit uns gehen?

Ich werde die Ehre haben, Prinz, und ich freue mich dessen von ganzem Herzen, denn ich werde sehen, wie unser gnädiger Herr Kurprinz sich seine ersten Lorbeern verdient.

Gott gebe, daß Ihr Recht habt, Dietrich! Ich sehne mich sehr nach diesen kostbaren Blättern, welche die edle Stirn unseres Herrn Vaters so herrlich schmücken, und welche die Glorie der Männerwürde sind. Ach, Dietrich, es muß eine Götterwonne sein, sich hineinzustürzen in das Gewühl der Schlacht, dem Tode zu trotzen, um sich das höchste Entzücken des Lebens, um sich die Lorbeern des Ruhmes zu erobern.

Ihr werdet sie erobern, Prinz, rief Dietrich von Buch, ja, Ihr werdet den Tod besiegen und den Ruhm erobern! Es stehet geschrieben auf Eurer hohen Stirn, in Eurem leuchtenden Angesicht! Ihr seid der Sohn Eures Herrn Vaters, das heißt, der Sohn eines Helden! Aber, mein Prinz, selbst dem Helden geziemet die Vorsicht, und wie tollkühn und verwegen Ihr auch auf dem Schlachtfelde sein werdet, so gebietet doch die Klug-

heit, daß Ihr außer demselben besonnener Klugheit Gehör gebet.

Ei, ei, mein lieber Buch, Ihr fanget ja an zu moralisiren, rief der Kurprinz lächelnd. Ihr ertheilet uns da Lehren, als ob wir noch von Euch in der edlen Fechtkunst unterrichtet würden, und als ob Ihr uns lehren wolltet, eine geschickte Quinte des Gegners zu pariren.

Vergebung, Prinz, daß ich noch nicht vergessen kann, daß Ihr mich des hohen Glückes gewürdigt, mein Schüler zu sein, und mir noch zuweilen einige Redensarten aus der Fechtstunde in den Mund kommen. Es ist aber wahrlich so, wie Eure Durchlaucht sagen, ich möchte Eure Gnaden vor allen feindlichen Quinten und Quarten und Terzen bewahren, und dies ist es, weshalb ich heute hergekommen.

Höre nur, Bruder Fritz, rief der Kurprinz lachend, wir sollen wieder in die Schule genommen werden. Wo habt Ihr Euer Rappier, Bruder, damit wir wieder mit einander die Fechtstunde nehmen können?

Ich werde es holen, sagte Friedrich, sich der Thür nähernd.

Aber der Kammerherr von Buch wagte es, ihn zurückzuhalten, indem er sanft seine Hand auf den

Arm des Prinzen legte. Eure Durchlaucht wollen Sich entfernen, weil Sie vielleicht vermeinen, ich wünschte eine geheime Unterredung mit dem Herrn Kurprinzen? Ich bitte hingegen Eure Durchlaucht um die Gnade, hier gegenwärtig bleiben zu wollen, denn ich hoffe, daß ich an Eurer Gnaden einen Beistand finden werde, und daß Ihr mich unterstützen werdet in meiner Bitte, die ich an den Herrn Kurprinzen zu richten wage.

Nun, was giebt es denn, fragte der Kurprinz. Was willst Du denn bitten, Herr Dietrich von Buch?

Durchlaucht, so eben ist der Haushofmeister des Kurprinzen mit ganz erschrockenem Gesicht zu mir gekommen, und hat mir gesagt, Eure Gnaden beabsichtigten den Koch Lorand in Eure Dienste zu nehmen?

Woher weiß er das, wer hat es ihm gesagt?

Der Koch Lorand ist in die Küche gekommen und hat sich dem Küchenpersonal gegenüber dessen verrühmet und gesagt, die Frau Kurfürstin habe ihn an Eure Durchlaucht empfohlen. Der Haushofmeister war selber in der Nähe und hörte es den Lorand sagen, und eilte sogleich, um den Herrn von Schwerin aufzusuchen. Da dieser aber gerade nicht im Schloß anwesend war, und da der Haushofmeister mir im Corridor begegnete, bat er mich

um eine Unterredung und theilte mir das Nöthige mit, beschwor mich auch, sofort zu Eurer Durchlaucht zu gehen, und Euch zu sagen, daß der französische Koch, den Eure Durchlaucht zu Ihrem Leibkoch annehmen wollen, ein gar schlechter, obstinater und abscheulicher Kerl ist, von welchem Eure Gnaden nichts als Noth und Aergerniß haben würden, und dessen man sich der schlechtesten Dinge gewärtigen könnte.

Hört Ihr es, Bruder? Weiset die wohlgemeinte Warnung nicht zurück.

Nein, Durchlaucht, thut es nicht! Der Lorand muß sicherlich ein ganz schlechter Kerl sein, denn ich versichere Eure Durchlaucht, der Haushofmeister, welcher doch sonsten ein gar ruhiger und gesetzter Mann ist, war ganz aufgeregt und heftig über den Gedanken, daß dieser böse Mensch in die Dienste des geliebten Herrn Kurprinzen kommen könne. Der Haushofmeister behauptet auch, es sei ganz unmöglich, daß die Frau Kurfürstin dem Koch Lorand ein Empfehlungsschreiben für den Herrn Kurprinzen gegeben habe, denn es sei der Kurfürstin bekannt, welch ein nichtsnutziges Individuum der Lorand sei, und Dieselben hätten sogar persönliches Aergerniß mit ihm gehabt; derohalben, wenn der Lorand Eurer Durchlaucht ein

Empfehlungsschreiben gebracht, so sei das sicherlich ein gefälschtes Papier, und Eure Durchlaucht möchten nur die Gnade haben, mit der Frau Kurfürstin sich persönlich zu besprechen, dann würdet Ihr schon die Wahrheit erfahren.

Du siehst, Bruder, sagte Prinz Friedrich leise, diesmal sind die Worte der Kurfürstin ehrlich gemeint. Beachte sie wohl, und richte Dich nach ihnen.

Nein, nein, ich werde mich niemals nach dem Ringeln einer Schlange richten und von ihr mir den Weg bezeichnen lassen, den ich gehen soll, murmelte der Kurprinz, trotzig sein Haupt zurückwerfend. Aber was ist es denn, Dietrich, was der Haushofmeister dem Koche Lorand vorzuwerfen hat? Wessen klagt man ihn denn eigentlich an?

Durchlaucht, das ganze Küchenpersonal beklagt sich über die Unverträglichkeit, den Jähzorn und die Wildheit dieses Menschen. Bei der geringsten Veranlassung fängt er Streit an, und geräth dann sogleich in solchen Zorn, daß er mit Fäusten um sich haut, oder sogar mit Messern wirft, wie er es jüngst nach einem Küchenjungen gethan, weil der eine Sauce hatte verbrennen lassen.

Das ist aber auch in den Augen eines französischen Koches ein Verbrechen, welches nicht hart genug gerügt werden kann, sagte der Kurprinz

lächelnd, und es spricht in meinen Augen sehr zu Gunsten des pflichtgetreuen Koches, daß ihn dies so in Harnisch bringen konnte. Mögen die Küchenjungen ihre Pflicht thun, und ihrem Meister kein Aergerniß bereiten.

Es gehen aber auch sonsten noch allerlei bedenkliche Gerüchte, fuhr Herr von Buch fort. Man sagt, der Koch Lorand sei in Frankreich des Mordes angeklagt, und habe einen vornehmen Herrn, bei dem er in Diensten gestanden, vergiftet. Er ist deshalb in Untersuchung gewesen, und nur entlassen, weil man keine genügenden Beweise gegen ihn hatte. Aber die öffentliche Meinung hat ihn doch verurtheilt, und dies soll der Grund gewesen sein, weshalb er Frankreich verlassen hat.

So sind die Menschen nun, rief der Kurprinz achselzuckend. Man hat den Mann eines Mordes angeklagt, man hat eine Untersuchung eingeleitet, da es sich aber alsdann herausstellte, daß er unschuldig war, hat man ihn natürlich wieder freigelassen. Nun aber kommt die öffentliche Meinung und verurtheilt ihn dennoch. Glaubet mir aber, es muß doch auch noch Leute gegeben haben, welche nicht an seine Schuld glaubten, denn sonsten würde sicherlich unser Gesandte in Paris diesen Lorand nicht hieher recommandirt haben, wie er es doch

gethan hat. Alles, was Ihr mir da saget, kann mich nur noch mehr darin befestigen, den Lorand in meine Dienste zu nehmen. Er ist ein guter, sogar ein ausgezeichneter Koch, das hat er uns seit der Zeit, da er der Kurfürstlichen Küche vorsteht, an jedem Tage bewiesen. Er hält auf seine Ehre und Reputation, sonst wäre er wegen der angebrannten Sauce nicht in Zorn gerathen, und endlich — hat er die Ehre gehabt, mir von der Frau Kurfürstin auf eine so ungewöhnliche Weise empfohlen zu werden, daß mich das nur in dem Entschluß bestärken kann, diesen gefürchteten Menschen in meine Dienste zu nehmen.

In diesem Augenblick klopfte es an die Thüre und eine Stimme von Außen fragte: Kann ich eintreten, Durchlaucht?

Der Prinz eilte selber die Thüre zu öffnen. Wann habet Ihr solches zu fragen, mein Herr Gouverneur? fragte er. Ich sollte doch meinen, der Herr Freiherr Otto von Schwerin weiß, daß er allezeit unangemeldet bei seinen beiden Zöglingen eintreten kann. Denn wisset, daß, wenn wir auch nicht mehr unter Eurer Obhut stehen, wir uns immer doch als Eure Zöglinge Euch ergeben fühlen. Ist es nicht so, Bruder Fritz?

Sicherlich ist es so, erwiderte der Prinz freund-

lich, dem Herrn Otto von Schwerin seine Hand darreichend. Wir werden niemals vergessen, wie viel Dank wir Euch schulden, und es soll sich an uns nicht das Wort des Tacitus erfüllen, welcher sagt: „Die Dankbarkeit ist nicht eine Tugend der Fürsten.“

Meine Prinzen, ich begehre keine Dankbarkeit, sagte Schwerin ernst, ich wünsche nur, daß Ihr mich ein wenig liebet und immer überzeugt sein möget, daß ich Eurer Gnaden treuester und ergebenster Diener bin.

Der Schwerin hat etwas, rief der Kurprinz. Ich seh's an Eurem Gesicht, Schwerin, wir sollen eine Reprimande erhalten.

Keine Reprimande, Durchlaucht. Nur komme ich, Eurer Gnaden einen Wunsch vorzutragen, und eine Bitte an Euch zu richten.

Ah, auch Ihr, Schwerin, kommt heute mit einer Bitte, wie der Kammerherr von Buch? Es wäre bei Gott recht seltsam, wenn es dieselbe Bitte wäre.

Gnädiger Prinz, das kann wohl sein, denn der Herr Haushofmeister sagte mir, daß er bereits mit dem Kammerherrn von Buch gesprochen habe.

Der Kurprinz brach in ein Lachen aus, welches so herzlich war, daß auch Prinz Friedrich ein wenig darin einstimmen mußte. Und anjetzo

kommt der Freiherr Otto von Schwerin, rief der Kurprinz, mich zu bitten, ich möchte den Koch Lorand nicht in meine Dienste nehmen!

Ihr habt es errathen, Durchlaucht, ich komme deshalb. Ich will Eure Gnaden beschwören, diesen verwegenen und gefährlichen Menschen nicht zu Eurem Leibkoch zu machen, ihn überhaupt nicht in Ihre Dienste zu nehmen.

Auch Du, Brutus, auch Du? fragte der Kurprinz lachend. Aber weshalb nicht, mein lieber Herr von Schwerin?

Weil er wegen seines ungebührlichen Betragens aus dem Kurfürstlichen Dienst entlassen ist, weil —

Weil er nach einem Küchenjungen mit dem Messer geworfen hat, unterbrach ihn Carl Aemil, weil er unverträglich, jähzornig und boshaft ist. Wir kennen das, wir hören seit einer Stunde nichts Anderes, als dies. Aber begreift Ihr denn nicht, daß Ihr Alle mich immer mehr durch Euren Widerspruch reizet, und mich beinahe zwingt, diesen armen Menschen, den Ihr zu einem Paria machen wollt, vor Euch Allen zu retten, indem ich ihn zu mir nehme, und ihn unter meinen Schutz stelle? Zudem ist er mir nöthig und beinahe unentbehrlich. Es fehlt mir zu meinem

Hausstande der Leibkoch, und da wir morgen abreisen, habe ich keine weitere Wahl.

Durchlaucht, rief Herr von Schwerin, der Herr Haushofmeister läßt Eurer Gnaden durch mich unterthänigst melden, daß er Euch einen seiner besten Leute aus der Küche geben will, wenn Ihr nur die Gnade haben wollt, dieses gefährliche Subject nicht zu nehmen! Außerdem wage ich Ew. Durchlaucht noch darauf aufmerksam zu machen, daß man sich doch überall sehr darüber verwundern müßte, wenn Ew. Gnaden einen französischen Koch in Eure Dienste nähmet, während wir doch anjetzo Feinde mit Frankreich sind!*)

Ach, mein lieber Schwerin, rief Carl Aemil lebhaft, ich wünschte nur, mein Herr Vater hätte einen französischen General!**)

Ew. Durchlaucht, was saget Ihr da, rief Schwerin entsetzt.

Ihr sehet wohl, daß der Kurprinz Scherz treibt, sagte Prinz Friedrich rasch, denn im Ernste würde er nimmer so etwas sagen. Unser Herr Vater ist ein so großer Kriegesheld, und ist umgeben von so ausgezeichneten und tapferen Generälen, daß

*) Otto von Schwerin's eigene Worte. Siehe v. Orlich, Der große Kurfürst. I. 539.

**) Des Kurprinzen eigene Worte. Ebendaselbst.

wir wahrlich nicht nöthig haben, uns von anderen Nationen ihre Feldherren zu borgen.

Aber die französischen Köche, das wirst Du zugeben, die dürfen wir uns borgen, denn die verstehen ihr Metier besser, als die unseren!

So nimm Dir im Elsaß einen französischen Koch, sagte Friedrich, denn Ihr gehet ja nach dem Elsaß, und dorten findest Du, was Du begehrst.

Thut es, gnädiger Herr, bat Schwerin, nehmt Euch im Elsaß einen Koch.

Ich beschwöre Euch, gnädiger Herr, flehete Herr von Buch, horchet auf die Stimme Eurer Diener. Nehmet diesen Menschen nicht in Eure Dienste.

Ihr seid wunderliche Menschen Alle mitsammen, rief der Kurprinz ungeduldig. Ich will nicht, ohne mein Haus geordnet zu haben, von hier abgehen. Es ist zum ersten Male, daß ich als selbstständiger Prinz reise, und da mir einmal die Güte Unsers gnädigen Herrn Vaters dies gestattet hat, so will ich auch davon profitiren, und will ein wohleingerichtetes Haus mit mir nehmen. Dazu gehört nun vor allen Dingen auch ein Koch.

So haben Eure Durchlaucht doch die Güte, den Koch anzunehmen, welchen der Haushofmeister durch mich unterthänigst anbieten läßt.

Und erinnere Dich auch, Bruder, sagte Friedrich leise, sich dicht an das Ohr des Kurprinzen neigend, erinnere Dich, daß die Kurfürstin Dich nicht blos gewarnt hat vor diesem Menschen, sondern es auch als ungehörig und beleidigend hervorhebt, wenn Du ein Subject, welches sie mit Schimpf und Schande entlassen hat, in Deine Dienste nehmen willst.

Ja gewiß, ich erinnere mich dessen, erwiderte der Kurprinz leise, ich erinnere mich, daß mir die Kurfürstin die willkommene Gelegenheit bietet, ihr ein wenig von den Aergernissen zurück zu geben, welche sie uns seit Jahren täglich bereitet. Ich erinnere mich auch, daß sie falsch und hinterlistig an diesem armen Menschen gehandelt hat, und daß dies Fräulein von Martin ihn betrogen hat, denn der Lorand hat einen feierlichen Schwur gethan, es als Geheimniß zu bewahren, weshalb er entlassen ist. Die Martin hat ihm dafür eine Empfehlung der Kurfürstin zugesagt, und Du weißt wohl, Bruder, welcher Art diese Empfehlung gewesen ist.

Wir wissen das Alles doch nur aus dem Munde der betreffenden Person selber, bemerkte der Prinz. Jedermann ist indessen entrüstet über ihn, tadelt

seinen Charakter, nennt ihn einen gefährlichen, entarteten Menschen, und —

Ich will ihn prüfen, unterbrach ihn der Kurprinz rasch. Ja, ich will seinen Charakter prüfen, und wenn er die Probe besteht, dann nehme ich ihn in meine Dienste! Höret meine Herren! Der Koch Lorand behauptet ein Geheimniß zu haben, daß er geschworen Niemandem zu verrathen. Ich werde ihn nun kommen lassen, und es ihm zur Bedingung seiner Anstellung machen, daß er mir das Geheimniß mittheile. Meint Ihr, daß er es thut?

Ich kenne ihn nicht, sagte Schwerin, aber nach Allem, was ich von ihm höre, glaube ich, daß er es thut.

Ich bin überzeugt davon, rief Herr von Buch. Der Haushofmeister nennt den Lorand einen ehrlosen Menschen, und deshalb wird er sicherlich nicht anstehen, mit einem Meineide sich eine einträgliche Stelle zu verschaffen.

Nun wohl denn, meine Herren, wenn er dies thut, so gebe ich Euch hiermit mein Wort, daß ich den Koch Lorand nicht engagire.

Wenn er aber standhaft bleibt? fragte Prinz Friedrich. Wenn er nichts verräth, — vielleicht weil er nichts weiß?

Wenn er standhaft bleibt und nichts verräth, so nehme ich ihn in meine Dienste, denn er hat dann die Probe bestanden, und bewiesen, daß er ein Ehrenmann ist, und dies ist ja das Einzige, welches man ihm streitig machen will, denn seine Geschicklichkeit als Koch bezweifelt Niemand.

Gnädige Durchlaucht, sagte der eben eintretende Kammerlakai, der Koch Lorand, welchen, wie er sagt, Ew. Durchlaucht herbefohlen haben, meldet sich.

Der Kurprinz blickte hinüber nach der großen Pendule. Ich bemerke da schon eine große Tugend an diesem Menschen, sagte er. Er ist pünktlich. Ich befahl ihm, in einer Stunde wieder zu kommen, und es ist genau eine Stunde. Der Mensch soll warten, bis ich rufe! Gehet nun, meine Herren, ich danke Euch für Eure freundliche Fürsorge, Dich aber, mein lieber Fritz, Dich bitte ich, daß Du die Güte habest, dort nebenan in mein Wohnzimmer zu gehen, und Dich dorten so zu placiren, daß Du Alles hören kannst, was hier in meinem Cabinet gesprochen wird.

Die beiden Herren zogen sich mit sorgenvollen, betrübten Mienen zurück. Prinz Friedrich begab sich in das anstoßende Gemach und nahm neben

der geöffneten Thüre auf einem Fauteuil seinen Platz.

Jetzt also wollen wir sehen, sagte der Kurprinz, und mit lauter Stimme rief er sodann: Lorand!

Sofort öffnete sich die Außenthüre, und der Gerufene trat ein. Die Augen des Kurprinzen hafteten fest auf ihm, und ein ihm selber unerklärliches Gefühl des Schreckens, des Grausens durchrieselte auf einmal sein Herz bei dem Anblick dieser dunkeln Gestalt, mit dem bleichen Angesicht, mit den dichten buschigen Augenbrauen, mit den finsteren schwarzen Augen, die so unstät umher blitzten, wie die Augen einer Hyäne, mit den schmalen bleichen Lippen, die fest auf einander gepreßt waren, als wollten sie die Verwünschungen zurückhalten, die immer hinter ihnen zu grollen schienen.

Er stellte sich bescheiden und demüthig neben der Thüre hin, und erwartete die Anrede des Prinzen. Aber Carl Aemil blieb immer noch stumm. Er schauete wie gebannt auf diesen Menschen hin, er fühlte sich wie im Traume, und wie im Traume mußte er auf einmal seiner theuern Mutter gedenken, war's ihm, als sähe er da vor sich ihr geliebtes edles Angesicht, als blicke sie aus ihren großen sanften Augen ihn traurig und

schmerzvoll an. Der Prinz fuhr sich mit der Hand nach der Stirne, welche von kaltem Schweiße bedeckt war. Er wollte die Wolken verscheuchen, welche ihm die Seele und den Blick verdüsterten, er wollte die trüben Gedanken, die sich seiner bemächtigten, von sich abwenden.

Wie thöricht wäre es, sich von ihnen beherrschen zu lassen! Wie wenig würde sich das ziemen für einen jungen Soldaten, der eben im Begriff ist, in den Kampf zu ziehen, und dem Tode zu trotzen. Man darf es sich niemals gestatten, an solche böse Ahnungen zu glauben! Man muß strenge sein gegen sich selber! Und was würden alle diejenigen denken, welche ihm ihren Rath, ihre Warnung ertheilt! Sie würden denken, der Prinz Carl Aemil ist noch immer ein Knabe, der sich leiten läßt, und durchaus nicht selbstständig ist! Und wie würde die Frau Kurfürstin triumphiren, wenn der Kurprinz abermals sich ihrem Willen hätte fügen müssen, wenn er auch jetzt noch sich abhängig zeigte von ihren Befehlen und Wünschen.

Rasch, in blitzartiger Schnelle fuhren ihm diese Gedanken durch die Seele, und sie machten ihn wieder stark und trotzig.

Ich werde sehen, ob er die Prüfung besteht,

sagte der Prinz zu sich selber, und wenn er sie besteht, dann werde ich nicht zurückweichen. Nein, ganz gewiß nicht! Werde der Frau Kurfürstin beweisen, daß ich nicht davor zurückschrecke, zu thun, was ihr nicht angenehm ist, werde den Rathgebern zeigen, daß ich ein fester, selbstständiger Charakter bin!

Nun, Meister Lorand, tretet näher, rief der Prinz auf einmal mit lauter Stimme. Der Gerufene that ein paar Schritte vorwärts, erhob sein Haupt ein wenig und schauete aus seinen düsteren schwarzen Augen den Kurprinzen fragend an.

Ihr bleibt also dabei? fragte Carl Aemil. Es ist noch immer Euer Wunsch, in meine Dienste zu treten?

Mein sehnlichster Wunsch, gnädigste Durchlaucht.

Ihr wißt aber doch daß Ihr alsdann mit mir Berlin verlassen und mit mir in das Feldlager ziehen müßt.

Zu Befehl, Durchlaucht. Es würde mich sehr ehren, im Gefolge eines jungen, fürstlichen Kriegshelden zu sein.

Aber wir ziehen in den Krieg gegen Frankreich, und Ihr seid Franzose!

Durchlaucht, ich würde niemals gegen mein Vaterland fechten und kämpfen. Aber in meinen Casserollen bewähre ich mich als Franzose, und wenn ich auch meinem Vaterlande nicht mit dem Schwerte diene, so vertrete ich es doch im Auslande mit meiner Kunst, und schaffe dem französischen Reiche mächtige Anhänger. Und es ist schon mancher Held, der auf dem Schlachtfeld unbezwinglich war, durch die Genüsse der Küche bezwungen worden.

Ihr wißt zu antworten, sagte Carl Aemil lächelnd. Zu viel zu antworten, wie man mir sagt, und Eure Zunge läuft mit Euch gar leicht davon. Ich habe mich nach Euch und Eurem Verhalten erkundigt, und ich muß Euch sagen, daß diese Erkundigungen sehr nachtheilig für Euch ausgefallen sind. Ich habe dadurch auch den Grund Eurer Entlassung, den Ihr mir verschweigen wolltet, erfahren. Eure Zanksucht, Euer unverträgliches Wesen, Euer Jähzorn sind der Grund dazu. Ihr habt mit allen Leuten Euch entzweit, Ihr seid sogar so weit gegangen, nach einem Jungen mit dem Messer zu werfen. Ihr habt Euch das ganze Küchenpersonal zu Feinden gemacht, deshalb hat Euch mit Erlaubniß der Frau Kurfürstin der Haushofmeister des Dienstes entlassen.

Eure Durchlaucht mögen vergeben, wenn ich zu widersprechen wage. Dies ist nicht der Grund meiner Entlassung. Das ganze Küchenpersonal ist mir verfeindet, das ist wahr, aber dies kommt daher, weil die Frau Kurfürstin mich auszeichnete, weil sie die Gnade hatte, mit Uebergehung des Haushofmeisters mit mir über das Arrangement der Diners zu conferiren, zwar nicht persönlich, aber doch mittelbar durch das Fräulein von Martin. Wir sind Landsleute, denn Mademoiselle de Martin ist ja auch eine geborene Französin. Ich habe jeden Morgen zu ihr kommen müssen, um mit ihr eine Conferenz zu halten über das Diner, und habe dann das fertig ausgeschriebene, und von der Frau Kurfürstin unterzeichnete Menu dem Haushofmeister überbracht. Dies war der Grund des Zornes und Neides, welchen das Küchenpersonal gegen mich hegte.

Aber warum geschah dies auch? fragte der Kurprinz. Der Herr Haushofmeister ist seit langen Jahren im Dienste des Herrn Kurfürsten und hat das Arrangement der Tafel immer zu Allerhöchst Seiner Zufriedenheit geleitet, und das mußte ihn deshalb billig ärgern und kränken, wenn man ihn ohne allen Grund seines Amtes entsetzte und somit in seiner Ehre kränkte.

Ew. Durchlaucht sagen, ohne allen Grund? wiederholte Lorand mit einem verächtlichen Zucken seiner schmalen Lippen. Wollen Ew. Gnaden mir gnädigst gestatten, zu beweisen, daß diese Aenderung sehr wohl begründet war?

Nun, beweiset es einmal, wenn Ihr könnt.

Der Beweis liegt hier in diesen beiden Papieren, sagte Lorand stolz, indem er zwei Papierstreifen aus seiner Brusttasche hervorzog. Dies hier ist ein Küchenzettel des Herrn Haushofmeisters, da er noch selbstständig agirte, und dies ist ein Menu, welches ich entworfen und das die allerhöchste Genehmigung erhalten hatte. Wollen Ew. Durchlaucht mir gestatten, beide Papiere vorzulesen?

Leset, Monsieur Lorand.

Und mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Geringschätzung, mit einem höhnischen Zucken der Lippen las er: Zum ersten Frühstück der Herrschaften: Biersuppe mit einem wohlgesalzenen Hering darzu. Zum Mittagsessen: 1) Mandelsuppe. 2) Rindfleisch mit Meerrettig. 3) Hammelsköpfe mit braunem Kohl. 4) Hechte in Butter mit weißen Rüben. 5) Wildschweinskopf. 6) Kälberbraten. 7) Welschen Huhn gebraten. 8) Lakdukensalat und geschmorte Back-

pflaumen. 9) Gehacktes von Hammelbraten. 10) Schwarzsauer vom Schweinewildpret. 11) Fricassirtes Kalbfleisch mit Limonien. 12) Weingemüse. — Ferner zum Abendessen für die Herrschaften: 1) Gerstengraupen. 2) Karpfen aus dem Salz. 3) Weißkrautsalat. 4) Hammelfleisch mit Pastinakwurzeln. 5) Gans, gebraten. 6) Hammelbraten. 7) Wildschweinskopf. 8) Hechtklößchen mit Petersilienwurzeln. 9) Kalbskopf in der Butter mit Majoran. 10) Reis mit Milch. 11) Schwarzsauer von Gans. 12) Hammelzungen mit Muscaten. Dazu für die Mittagstafel Rheinwein, für die Abendtafel Broihan und Aemterbier.*) — Gnädigster Herr Kurprinz, sagte Lorand, sich leicht verneigend, so speiste man hier am Hofe noch vor einem Jahre, bis zu meiner Hierherkunft, wie Ew. Durchlaucht sich dessen wohl noch erinnern werden.

Sicherlich erinnere ich mich dessen, Monsieur Lorand, und es ist mir auch der Unterschied sehr wohl bemerkbar, der zwischen jetzt und vor einem Jahre, seit Ihr hier seid, an unserer Tafel herrscht.

---

*) Diesen Speisezettel siehe: Preußischer Hausfreund Jahrgang 1810, Nr. 103.

Ich bitte Ew. Gnaden, das Menü des gestrigen Tages vorlesen zu dürfen, bat Lorand ehrerbietig. Es ist nur, damit Ew. Gnaden die Differenz sehen, und was ich binnen einem Jahre für glückliche Changements bewirkt habe.

Nun, so leset, Monsieur, sagte der Kurprinz lächelnd.

Ich danke für gnädige Erlaubniß! Also: Menu der Kurfürstlichen Tafel vom achtzehnten Junius 1674. Zuerst am Morgen zum Dejeuner: Chocolade mit Bisquit. Dann zum Diner: 1) Bouillon mit Oeufs de Minute. 2) Caviar. Sardines à l'Huile. Ragout en Coquilles. 3) Boeuf à la Mode mit Sauce au Duc d'Orleans. 4) Brochet mit Sauce von Austern. 5) Spargel und Blumenkohl mit Rheinlachs und Westfälischem Schinken. 6) Gratin von Rebhuhn, Pastete von Enten à la Fouquet. 7) Gebratener Puter. Gebratenes Wildschwein. Compotes. 8) Soufflet von Limonen. Pudding à la Cromwell. 9) Dessert. Dazu an Wein: nach der Suppe Tokayer Ausbruch. Rother und weißer Rheinwein als Tafelwein. Zum Dessert: Lünel und spanischer Wein. — Dies, mein gnädiger Prinz, ist ein Speisezettel nach meiner Façon.

Aber es fehlt das Abendessen, sagte der Kurprinz, den die ernste Würde des Koches belustigte, Ihr habt vergessen, mir das Menu für das Souper mitzutheilen.

Gnädigster Herr, erwiderte Monsieur Lorand, wenn man mein Diner genossen hat, so hat man nicht den Muth, darauf am selben Tage noch Einmal zu speisen, man schwelgt in der Erinnerung, und freut sich auf den kommenden Tag, der ein neues Diner bringt.

Es ist wahr, sagte der Kurprinz, wir haben seit langer Zeit keine Soupers mehr gehabt.

Und Ew. Durchlaucht werden mir zugestehen, daß dies für das Kurfürstliche Haus von sehr wohlthätiger Wirkung gewesen. Se. Kurfürstliche Durchlaucht haben einen ruhigeren Schlaf und leiden weniger an Gicht, seit ich die Ehre habe, Hochdieselben zu behandeln. Deshalb betrachtete Ihre Durchlaucht die Frau Kurfürstin auch das Diner für eine so hochwichtige Sache, daß Dieselben sich speciell dafür interessirten, und mich mit Mademoiselle de Martin täglich darüber conferiren ließen. Dies, durchlauchtigster Prinz, war der Grund, weshalb der Haushofmeister mir grollte, und das ganze Küchenpersonal neidisch auf mich war.

Und dennoch, trotz der Bevorzugung, welche die Frau Kurfürstin Euch widerfahren ließ, habt Ihr jetzt Eure Entlassung erhalten? Sagt mir nun die Ursache derselben, damit ich darnach beurtheilen kann, ob sie Euch nicht zur Unehre gereicht.

Gnädigste Durchlaucht, rief Lorand lebhaft, ich habe niemals etwas gethan, das mir zur Unehre gereichen könnte. Aber ich darf Eurer Durchlaucht die Ursache meiner Entlassung nicht sagen.

Weshalb nicht?

Weil ich es geschworen habe, Durchlaucht. Es war die Bedingung, unter welcher Mademoiselle Martin ein Schreiben der Frau Kurfürstin an Eure Durchlaucht versprach, und da sie ihr Wort gehalten, so darf auch ich das meine nicht brechen.

Nun hört, Monsieur Lorand. Ich kann Niemand in meine Dienste nehmen, von dem ich nicht weiß, weshalb er aus dem früheren Dienst entlassen ist. Sagt es mir also, und ich will Euch die Stelle geben, welche Ihr begehret. Bleibt Ihr dagegen bei Eurer Weigerung, so kann ich Euch dieselbe nicht zuertheilen, und kann Euch nicht anstellen.

Gnädigster Prinz, rief Lorand schmerzlich, ich muß dabei bleiben, ich kann nicht meineidig werden!

Aber wenn nun die Martin an Euch wortbrüchig geworden wäre? Wenn sie, statt Euch eine Empfehlung zu verschaffen, Euch derartig bei der Frau Kurfürstin verlästert hätte, daß Höchstdieselben, anstatt Euch mir zu empfehlen, mir dringend abgerathen hätte, Euch in meine Dienste zu nehmen?

Das ist unmöglich, Durchlaucht!

Ich sage Euch indessen, es ist so! Ja, Mademoiselle Martin hat Euch getäuscht, und der Brief, welchen Ihr mir von der Frau Kurfürstin gebracht habt, verdächtigt Euch und klagt Euch an, statt Euch zu empfehlen und zu loben!

Lorand stieß einen dumpfen Schrei aus, schlug seine Hände vor sein Angesicht und schwankte zurück an die Wand, an die er sich lehnen mußte, um nicht zur Erde niederzusinken.

Der Prinz ließ ihm einige Minuten Zeit, sich zu erheben, seinen Schmerz oder seinen Schrecken zu überwinden.

Wollet Ihr nun noch bei Eurem Entschluß bleiben? fragte er dann. Wollet Ihr nun den

Grund Eurer Entlassung sagen, das heißt, in meine Dienste treten?

Lorand ließ langsam seine Hände niedergleiten von seinem Antlitz, das jetzt noch bleicher war, als zuvor.

Gnädiger Herr, sagte er mit matter, zitternder Stimme. Ich muß bei meinem Entschluß bleiben. Ein Mann von Ehre hat nur ein Wort zu geben, und wenn er es gegeben hat, so muß er es halten. Die Mademoiselle Martin hat schändlich und hinterlistig an mir gehandelt, aber das hebt meinen Schwur nicht auf, und was ich geschworen habe, das habe ich geschworen. Ich bitte Ew. Durchlaucht um die Gnade, mich entlassen zu wollen.

Und mit todesbleichem Angesicht, mit bebenden Lippen verbeugte sich der Koch, und tastete mit zitternder Hand nach dem Griff der Thüre.

Bleibt, Lorand, rief der Prinz sanft. Ich habe Euch geprüft, Ihr habt die Prüfung gut bestanden. Ihr habt mir bewiesen, daß Euer Wort Euch heilig ist, und Ihr auf Eure Ehre haltet. Lorand, Ihr sollt die Stelle haben, welche Ihr begehrt. Ich ernenne Euch zu meinem Leibkoch, und Ihr werdet morgen mit meinem Gefolge abreisen.

Lorand erwiderte nichts, er stürzte zu dem Prinzen hin, fiel vor ihm nieder auf die Kniee, und bedeckte dessen Hände mit seinen Küssen und seinen Thränen.

Eure Durchlaucht erretten mich aus der Verzweiflung, sagte er schluchzend, Eure Durchlaucht geben mir meine Ehre, meine Reputation wieder. So lange ich lebe, werde ich Euch dafür dankbar sein!

Thut das, Lorand, beweist mir Eure Dankbarkeit, indem Ihr mir Ehre macht, und zugleich auch meinen Tisch gut versorgt. Und jetzt stehet auf, und begebet Euch zu meinem Hausverwalter. Er wird mit Euch das Nähere besprechen.

Lorand küßte noch einmal inbrünstig die Hand des Prinzen, dann stand er auf und ging leise und gesenkten Hauptes durch das Zimmer dem Ausgang zu. Aber eben, als er im Begriff war die Thüre zu öffnen, blieb er zögernd stehen und wandte sich noch einmal um.

Ich möchte Eurer Durchlaucht noch etwas sagen, murmelte er. Wollen Eure Gnaden es mir gestatten?

Rede, sagte der Kurprinz. Was ist es?

Der Koch kam eiligst wieder zu ihm herangeschritten, und sagte mit leiser, flüsternder Stimme:

Eure Gnaden sind gnädig und gütig gegen mich, und ich möchte Ihnen gerne meine Dankbarkeit beweisen. Ich erlaube mir Ihnen einen guten Rath zu ertheilen, wenn Eure Durchlaucht die Gnade haben wollen zu versprechen, daß Hochdieselben zu Niemand davon reden wollen.

Ich verspreche es Dir. Gieb mir also Deinen Rath.

Gnädigster Herr, flüsterte Lorand, sich dicht an das Ohr des Kurprinzen neigend, gnädigster Herr, befehlt, daß ich allein Eurer Küche vorstehe. Lasset von niemand Anderem Euch Eure Speisen bereiten. Lasset Euren Leibkoch für alle Eure Tafeln sorgen, und ihn allein Eure Speisen und Getränke bereiten. Dies ist mein Rath. Habet die Gnade, ihn wohl zu berathen!

Er verbeugte sich tief, eilte leisen Schrittes durch das Gemach und schritt, ohne irgend eine Antwort des Prinzen abzuwarten, aus dem Gemach.

Der Kurprinz stand und überlegte in sich noch einmal die geflüsterten, inhaltsvollen Worte des Warners, und wieder rieselte ein Grauen über seine Seele hin, und wieder mußte er unwillkürlich seiner Mutter gedenken, sah er vor seinem Geiste ihre zärtlichen Augen, die mit schmerzlichem Ausdruck auf ihn gerichtet waren!

Er sah aber nicht im Geist das Angesicht dessen, welcher eben sein Cabinet verließ, sah nicht das höhnische Lächeln, das um seine Lippen spielte, da er jetzt mit kecken Mienen und hocherhobenem Haupte durch die Gänge des Schlosses dahinging, sah nicht, wie er, in seiner Dachkammer angelangt, sich niederwarf auf den Binsenstuhl, niedersank und lachte, und die Fäuste drohend erhob, und die Lippen bewegte, als spräche er eine Verwünschung aus!

Und es war auch eine Verwünschung, welche auf seinen Lippen stand, und es war ein böser Geist, der aus seinen Augen blitzte und funkelte.

Ich habe gut gespielt, murmelte er, selbst der Molière hätte es nicht besser machen können. Ich war vom Kopf bis zur Zehe ein Biedermann, und hielt selbst die Versuchung mit dem Geheimniß aus wie ein Held. Ja, ja, mein lieber kleiner Prinz, wenn Ihr wüßtet, daß ich alle Eure Verhandlungen mit Euern Rathgebern mit angehört habe, wenn Ihr wüßtet, daß ich die ganze Stunde lang, während Ihr da drinnen über mich debattirtet, im Wandschrank steckte, und Alles hörte, was Ihr sprachet, und mir im Geiste meine Rolle einstudirte, die ich nun so wundervoll, so meisterhaft durchgeführt habe. Aber Ihr wißt es nicht, und werdet es auch niemals erfahren, denn Ihr habt

recht, Euer ganzes Haus ist aufgelöst, und Alles ist damit beschäftigt, seine Habseligkeiten und seine Koffer zu packen, und Niemand war im Vorzimmer, als ich aus Eurem Zimmer kam, den offenen Wandschrank sah und hineinschlüpfte, und Niemand war da, als ich nach einer Stunde wieder herausschlüpfte! Mußte mir erst einen Lakaien suchen, der mich melden konnte. Du wirst das Alles nicht erfahren, es ist ein Geheimniß zwischen mir und dem Teufel! Und Du bist in die Falle gegangen, mein schöner, muthiger Prinz, und der arme kleine Koch Lorand hält den protestantischen Prinzen in seinen Händen, und er wird ihn nicht eher wieder loslassen, als bis sein Grab offen und bereit ist, ihn aufzunehmen, und wird ihm bis dahin Suppen kochen, oh, was für herrliche, unvergleichliche Suppen!

Er brach in ein lautes Gelächter aus, und erschrak dann selber über dieses laute Getöne, welches das tiefe Schweigen um ihn her unterbrach, blickte scheu um sich, ob Niemand da sei, der es gehört habe, wie der böse Geist aus ihm lachte und spottete, und nahm plötzlich eine düstere, drohende Miene an.

Vorsichtig, Lorand, vorsichtig, sagte er leise. Hüte Dich, die Maske von Deinem Angesicht nie-

dergleiten zu lassen. Es muß ein gutes, ein Vertrauen erweckendes Gesicht sein, das ganz und gar den Ehrenmann erkennen läßt. Keine solchen Lustigkeitsanfälle mehr, Monsieur Lorand. Mag der Teufel in der Hölle lustig sein, der Lorand aber, der gute, der ehrenhafte Leibkoch des Herrn Kurprinzen, der darf's nicht, der muß fein ehrbar und sanft dreinschauen, und Leibgerichte für den lieben Prinzen, und die Morgenchocolade und den Schlaftrunk kochen! Ach, was für einen prächtigen Schlaftrunk, und wie gut und erquicklich der liebe Kurprinz darnach schlafen wird, so erquicklich und so tief, daß alle Kanonen der Schlacht nicht mehr im Stande sein werden, ihn zu erwecken! Aber besonnen, Freund Lorand, besonnen und vorsichtig! Nichts überstürzt, nichts übereilt! Was man langsam thut, geräth am besten, und es erregt keinen Verdacht! Besonnen also, Lorand, besonnen! Und anjetzo wollen wir zu unserer lieben Freundin gehen, welche der schöne Kurprinz die böse Hexe nennt, und wollen der Martin die Freudenbotschaft bringen, daß der Lorand Leibkoch Seiner Durchlaucht geworden, und daß sie sich bereit halten soll, ihm binnen drei Monaten die hübsche Summe von zehntausend Francs auszuzahlen! Ah, Made-

moiselle, Sie machen da ein gutes Geschäft, und ich bin zu wohlfeil gewesen, viel zu wohlfeil! —

Es sollte heute Familientafel stattfinden vor der Abreise des Kurfürsten und seines ältesten Sohnes. Ein solennes Festessen sollte es sein, zum letzten Male sollten sich alle Mitglieder der Kurfürstlichen Familie mit denjenigen ihrer vertrautesten und geehrtesten Damen und Cavaliere ihres Hauses im heitern Kreise einen. Ausdrücklich hatte der Kurfürst es sich ausbedungen, daß er nur heitere und frohe Gesichter um sich sehen wolle, daß man in bunten Festgewändern, geschmückt wie zum Tanze, und lachend wie zu einem Freudenfeste die letzte Stunde des Beisammenseins mit einander feiern wolle.

Und war's nicht auch ein Freudenfest? Zog der Kurfürst nicht aus, um sich neue Lorbeern zu erwerben, um zu kämpfen für den deutschen Kaiser und das deutsche Reich, um die deutschen Grenzen zu schützen gegen den übermüthigen Franzmann, welcher seine räuberischen Hände ausstreckte nach fremdem Gut, und sonder Fug und Recht die schönsten Länder Deutschlands zu seinem Eigenthum erklärte? Und sollte dieser Feldzug nicht dem Kurprinzen eine glänzende Zukunft eröffnen, sollte er

ihn nicht hinausführen auf die Bahn des Sieges und des Ruhmes!

Oh, sicherlich, es war nur Grund zum Frohsinn und zur Heiterkeit, und ein Freudenfest war es, welches man feierte!

Die Kurfürstin Dorothea nahm es ganz so auf, wie ihr Gemahl es geboten. Sie hatte sich glänzender geschmückt, wie es sonst wohl ihre Art war, und ihr frohes Antlitz paßte zu ihren Festgewändern, und das Lächeln, welches um ihre Lippen spielte, warf einen hellen Glanz über ihre Züge, und verschönte und verjüngte dieselben.

Sie befand sich in ihrem Cabinet und erwartete den Kurfürsten, welcher sie zur Tafel abholen wollte, aber ihre Augen waren nicht der großen Flügelthüre zugewandt, durch welche ihr Gemahl eintreten mußte, sondern der kleinen Tapetenthür dort in der Ecke, welche der Eingang war für die Gouvernante der Kurfürstlichen Kinder, für Mademoiselle Martin. Sie war gegangen, um die drei kleinen Prinzen hieher zu führen, welche auf den besondern Wunsch der Kurfürstin heute auch an der Festtafel Theil nehmen sollten.

Ihr sollt mich heute, da wir zum letzten Male vor Eurer Reise bei einander sind, in meinem schönsten Schmucke sehen, hatte Dorothea zu dem

Kurfürsten gesagt. Ihr sollt mich sehen, umgeben von meinen Kindern.

Sehe ich Euch nicht bei jeder Mittagstafel so? hatte der Kurfürst gefragt. Haben nicht meine drei ältesten Söhne bis jetzt immer an derselben Theil genommen, und habe ich Euch also nicht immer gesehen, umgeben von unseren Kindern?

Das sind Eure Kinder, aber nicht unsere Kinder, hatte die Kurfürstin mit verdüsterter Miene geantwortet. Aber heute sollt Ihr mich sehen, umgeben von unseren Kindern, und ich hoffe, dies Bild wird sich der Seele meines geliebten Herrn so tief einprägen, daß er unserer nimmer vergessen, sondern Sehnsucht nach uns empfinden und mich recht bald zu sich entbieten wird.

Die beiden kleinen Buben sind indeß noch nicht tafelfähig, hatte der Kurfürst leise bemerkt.

Deshalb wird Mademoiselle de Martin neben ihnen sein, war die rasche Antwort der Kurfürstin gewesen. Sie ist von eben so gutem, altem Adel, wie alle unsere märkischen Freiherren und Barone, und wenn der Gouverneur Eurer ältesten Söhne, der Herr von Schwerin, an Eurer Tafel sitzt, so wird da wohl noch ein Platz sein für die Gouvernante Eurer jüngsten Söhne. Ich hoffe, meine Kinder sollen nicht, weil sie noch klein sind, des

Glückes beraubt werden, ihren theuern und vielgeliebten Herrn Vater am letzten Tage seines Hierseins so lange als möglich zu sehen.

Nein, sicherlich konnte der Kurfürst nicht so grausam sein, das zu begehren. Er that's auch nicht, er fügte sich, wie er's gerne in kleinen Dingen, und zuweilen auch in großen Dingen that, dem Wunsche seiner Gemahlin, und der fünfjährige Prinz Philipp und die zweijährigen Prinzen Albrecht und Karl (die, ohne Zwillinge zu sein, doch dasselbe Lebensalter hatten und in einem Jahre geboren waren) sollten für heute tafelfähig sein. Nach der Thür, durch welche die Martin mit ihren Kindern kommen sollte, waren die Augen der Kurfürstin gerichtet, und da sie jetzt die lachenden, frohen Stimmen ihrer Kinder vernahm, leuchtete ihr Antlitz auf, erglüheten ihre Wangen, und sie eilte selber hin, die Thür zu öffnen und die Kleinen einzulassen.

Da seid Ihr, meine geliebten Engel! Da bist Du, mein Aeltester, der Held der Zukunft, die Hoffnung meines Herzens! Ich küsse Dich, Philipp, mein Cherub, mein Augenlicht!

Wie sie ihn stürmisch an sich drückte, mit was für strahlenden Augen sie den Knaben anschauete, der

ihr zunickte und seine Händchen an ihre Wangen legte und sie streichelte.

Wie schön Du heute bist, mein Knabe, und wie prächtig geputzt. Aber was ist das für eine goldene Kette, die Dir da um den Hals hängt? Ich habe sie ja noch niemals gesehen.

Ach, herzliebste Frau Mutter, die Kette hat mir mein lieber Bruder Karl Aemil vorher geschenkt. Er reist weit, weit fort von hier, und die Kette soll ich zu seinem Andenken tragen.

Die Kurfürstin ließ sogleich den Knaben rasch aus ihren Armen, und ihr verdüsterter Blick wandte sich auf die Martin.

Der Herr Kurprinz war eben da, um von den jungen Prinzen Abschied zu nehmen, sagte die Martin. Seine Durchlaucht wußten nicht, daß die jungen Prinzen heute mit zur Tafel kommen, und Hochdieselben geruhten deshalb die Prinzen zu besuchen und ihnen jedem ein Präsent zum Abschied zu bringen.

Und der Kurprinz war so gut und so lustig, rief Prinz Philipp lachend, hat mit uns Blindekuh gespielt, hat mich auf seinem Rücken reiten lassen. Ach, ich habe ihn gar zu lieb, den Bruder Karl Aemil, denn er ist gar so gut gegen mich.

Wohl, mein Sohn, sagte die Kurfürstin rasch,

habe ihn immer recht lieb, und sei demüthig und gehorsam gegen ihn, denn er wird dereinst Dein Kurfürst sein!

Gnädigste Durchlaucht, murmelte die Martin, ich bitte um einen Augenblick Gehör.

Nun, was ist es, Martin? Was willst Du?

Nichts von Bedeutung, Durchlaucht! Nur eine Neuigkeit, welche ich eben erfahren. Der Herr Kurprinz hat den Koch Lorand in seine Dienste genommen, und ihn zu seinem Leibkoch ernannt.

Die Kurfürstin zuckte zusammen, und beugte sich zu den beiden kleinen Prinzen nieder, küßte ihr blondes Haar und tändelte mit ihnen, und wandte sich dann wieder der Martin zu.

Wie sagt Ihr, Martin? Er hat den Lorand in seine Dienste genommen? Du hast ihm also nicht den Brief gesandt, den ich wegen dieses Menschen an ihn geschrieben?

Ja, Durchlaucht, ich habe es gethan. Ich habe meine Schuldigkeit gethan, wie Ihr die Eure, gnädigste Durchlaucht. Der Kurprinz hat trotz Eurer Warnung den Koch Lorand in seine Dienste genommen. Ein Jeder ist seines Glückes Schmied!

Sie antwortete nicht, sie spielte mit dem blonden Haar der kleinen Prinzen, dann hob sie langsam das Auge zu der Martin empor, und ihre

Blicke begegneten sich und ruhten lange und fest in einander.

Weißt Du, Martin, sagte Dorothea mit weicher Stimme, weißt Du, weshalb ich meine Kinder heute durchaus mit an die Familientafel haben wollte? Damit auch Du an derselben erscheinen könntest, damit der Bann gebrochen ist, welcher die Gouvernante meiner Kinder von der Kurfürstlichen Tafel ausschließt. Von jetzt an wirst Du immer an der Herrentafel speisen.

Die Martin sagte nichts mit Worten, aber Alles mit dem Blick voll Zärtlichkeit, den sie auf der Kurfürstin ruhen ließ, mit dem glühenden Kuß, den sie auf die dargereichte Hand ihrer Gebieterin drückte.

Da erschienen die Kammerpagen in der geöffneten Flügelthüre. Die Kurfürstin eilte ihrem Gemahl entgegen mit verdüstertem Gesicht, mit sorgenvoller Miene.

Oh, mein geliebter Herr und Kurfürst, welch' eine schlimme Nachricht ich da eben erhalte!

Nun, was giebt's, Dorothea? Was hat mir auf einmal Euer liebes Antlitz verdüstert?

Denket nur, Durchlaucht, der Kurprinz hat trotz meiner Abmahnung, meiner dringenden Bitte, das übel berüchtigte Subject, den Koch Lorand

dennoch in seine Dienste genommen. Er soll ihn als Leibkoch zu Felde begleiten.

Weiter ist es nichts? fragte der Kurfürst aufathmend. Der Carl Aemil ist jetzt sein eigener Herr, mag er nun zusehen, wie er mit seinen Leuten und seiner Dienerschaft fertig wird. Was kümmert es uns?

Es kümmert uns doch, mein Gemahl, denn es handelt sich um unsern Sohn! Jetzt, da er mich mit Euch verläßt, jetzt fühle ich erst, wie sehr ich ihn liebe, wie innig mir sein Wohl am Herzen liegt. Er ist heute wieder so lieb und gut zu meinen Kindern gewesen, hat mit ihnen gespielt, hat ihnen Geschenke zum Abschied gebracht. Ich möchte ihm dankbar sein, ich möchte ihm nützen, aber er hört nicht auf die Stimme Eurer Gemahlin, will es nicht glauben, daß es die Stimme einer zärtlichen Mutter ist! Oh, mir ahnt Schlimmes, wenn er diesen Lorand in seine Dienste nimmt.

Ihr seid zu ängstlich, Dorothea. Was kann daraus entstehen? Der Kurprinz wird ein wenig Aergerniß haben, wird erkennen, daß es nicht blos ein Vergnügen und eine Zerstreuung ist, einen eigenen Hausstand zu haben, wird den Leibkoch, wenn er sich hinlänglich geärgert hat, fortjagen,

trotz seiner schönen Saucen und seiner exquisiten Braten, und wird lernen, sich nicht persönlich um solche Dinge zu kümmern, sondern sie seinem Haushofmeister und seinen Verwaltern zu überlassen. Das ist Alles! Beunruhigt Euch nicht weiter, und gebt mir Euern Arm, daß ich Euch zur Tafel führe. Fort mit den Wolken, meine liebe Dorothea, lasset uns den letzten Tag in Heiterkeit verleben!

Ich will mich bemühen, ein heiteres Gesicht zu machen, weil Ihr es wünschet, seufzte die Kurfürstin, indem sie ihre Hand auf den Arm des Kurfürsten legte, aber ich verhehle es Euch nicht, mein Herz ist sorgenvoll und meine Seele bedrückt. Der Kurprinz hat mir wehe gethan, denn ich habe ihn gewarnt, und er hat nicht auf meine Warnung gehört. Der gütige Gott gebe, daß er es eines Tages nicht zu bereuen hat, und daß meine schlimmen Ahnungen sich nicht erfüllen.

6.
Im Feldlager.

Im Juli war der Kurfürst mit seiner Armee nach dem Elsaß aufgebrochen, um sich dort mit den Kaiserlichen und den Truppen der alliirten deutschen Fürsten zu vereinigen. Großer Jubel hatte bei seiner Ankunft ihn empfangen. Der Herzog von Bournonville, der Obercommandirende der Kaiserlichen Truppen, der Herzog von Braunschweig, von Lothringen, und der Markgraf Herrmann von Baden waren dem Kurfürsten nebst einer glänzenden Suite von berühmten und kriegsgeübten Generälen einige Stunden weit entgegen geritten, und beim Anblick der wohl armirten und wohl ausstaffirten Armee hatte der Herzog freudig ausgerufen: „Kurfürstliche Durchlaucht,

mit solcher Armee könnet Ihr dem ganzen Europa Gesetze vorschreiben!"

Aber Monate waren vergangen, und die schöne brandenburgische Armee hatte zu keiner Thätigkeit gelangen können, und der Kurfürst mußte es sich gefallen lassen, unthätig zu bleiben, in Allem was er thun wollte, gehemmt zu werden, niemals freie Hand zu haben, niemals seinen Willen durchsetzen zu können. Was half es ihm, daß der Herzog von Bournonville ihm die äußeren Ehren bewilligte, von ihm die Parole annahm, ihm den Vorrang ließ, er mußte es sich doch gefallen lassen, überall gelähmt und gehindert zu werden. Mit gebundenen Händen da zu stehen, zu hoffen und zu warten, ob nicht endlich eines Tages im gemeinschaftlichen Kriegsrath sein Wille durchdringen, seine Pläne und Vorschläge die Majorität für sich haben würden.

Aber dieser Tag wollte immer noch nicht kommen, vielmehr mußte der Kurfürst mit trauerndem Herzen jeden Tag mehr erkennen, daß all' sein Hoffen vergeblich sei, und daß im Lager der Verbündeten gar nicht der Wille herrsche, den Krieg gegen Frankreich ernsthaft zu führen, und mit vereinter Macht gegen die französischen Feldherren Condé und Turenne in's Feld zu rücken.

Man beschränkte sich auf einzelne kleine Gefechte und Scharmützel, und wich behutsam jeder Schlacht aus. Vergebens mahnte der Kurfürst von Brandenburg und mit ihm der Kurfürst von der Pfalz, den Marschall Turenne, welcher in der Rheinpfalz stand, anzugreifen, Bournonville sagte zwar seinen Beistand zu, aber statt am andern Morgen vorzurücken, wie es beschlossen worden, hatte er eine rückgängige Bewegung gemacht, und so mußte der allgemeine Angriff unterbleiben.

So waren Monate vergangen, und von den Lorbeeren, welche der Kurprinz Carl Aemil sich erhofft hatte, war noch nicht das kleinste Blatt zu erhaschen gewesen. Die Armeen hatten bereits ihre Winterquartiere bezogen. In Colmar war das Hauptquartier des Kurfürsten, und rings umher lagerten die brandenburgischen Truppen. Täglich ritt der Kurfürst, begleitet von dem Feldmarschall Derflinger, dem Kurprinzen und einem glänzenden Gefolge, hinaus in das Lager. Aber täglich ward das Antlitz des Kurfürsten ernster und düsterer, täglich ward der alte Derflinger mürrischer, und zuweilen geschah es ihm, daß er ganz laut auf die treulosen Kaiserlichen schimpfte, und den Kurfürsten beschwor, sich loszusagen von so verrätherischen Verbündeten, und heimzukehren nach

der Mark, welche schwer bedroht werde von den anrückenden schwedischen Truppen. Täglich ward auch das Angesicht des Kurprinzen düsterer und bleicher, und das sonst so heitere Lachen, die munteren Scherze, mit denen er sonst wohl den Kurfürsten zu erheitern versucht, waren verstummt. Täglich auch nahmen die Krankheiten, die Unordnungen im Lager zu, und die armen Bewohner des Elsaß, welche anfangs die Truppen der deutschen Alliirten mit so vielem Jubel als ihre Retter und Befreier begrüßt hatten, mußten jetzt erkennen, daß die deutschen Freunde fast noch größere Verwüstungen anrichteten, als die französischen Feinde. Die langen Entbehrungen, der Hunger, die vielfachen Strapazen ohne ruhmvolle Schlachten demoralisirten die Truppen, und machten aus den wohlorganisirten Soldaten Plünderer und Räuber, welche der Schrecken Derer waren, die zu befreien und zu beschützen sie gekommen waren.

Ach, Dorothea, Dorothea, seufzte der Kurfürst, als er heute an einem kalten, rauhen Tage zu Ende des November wieder aus dem Lager nach Colmar zurückgekehrt war, ach, warum habe ich nicht geachtet auf Deine Rathschläge, Du mein kluges und vielgeliebtes Weib. Warum habe ich Deine Warnungen in den Wind geschlagen, und

habe geglaubt, daß es diesmal Ernst sei mit seinen Versprechungen und daß ich seinen Worten trauen könne. Muß es jetzt zu meinem Nachtheile doch wieder erkennen, daß Oesterreich es nimmer ehrlich mit mir meint, und daß ich ihm immer ein Dorn im Auge bin, den es ausreißen und unter seine Füße treten möchte. Mit klugen und listigen Worten hat mich der Kaiser losgerissen von Frankreich, mich gemahnet an meine deutsche Fürstenpflicht, mich aufgerufen zum Beistand des bedrohten Deutschland. Und ich habe auf seinen Ruf gehört, und bin gekommen mit einer schönen Armee, mit dem tapfern und freudigen Willen, mein Gut und Blut daran zu setzen für Deutschlands Recht. Aber die Armee hat man mir demoralisirt durch langes Nichtsthun, durch Noth und Entbehrungen, und meinen festen Willen haben sie zu brechen gewußt, indem sie mich abhängig machten vom Kriegsrath und von der Majorität. Der Kriegsrath hat immer nicht zum Krieg gerathen, und die Majorität ist immer wider mich gewesen, und mein alter Derflinger und ich, wir Zwei haben immer die Minorität gebildet. Ach, Dorothea, meine herzgeliebte Kurfürstin, warum habe ich nicht geachtet auf Deinen Rath, warum mich in Gefahr und Noth gestürzet, ohne

dafür Ruhm oder auch nur Dank zu ernten! Und wärest Du nur anjetzo bei mir, um mir Muth einzusprechen, und mich zu trösten, da ich schier verzagen möchte. Ich habe Dir doch geschrieben, und Dir gar beweglich geschildert, wie einsam und allein ich mich hier fühle, und wie sehr ich anjetzo der Aufheiterung und Erquickung bedarf. Hast Du mich diesmal nicht verstanden, Dorothea? Oder ist mein Courier nicht bei Dir eingetroffen, haben die Feinde etwa gar ihn aufgefangen oder niedergemacht? Habe doch den treuesten und tapfersten meiner Leibtrabanten, habe den Jacob Uhle geschickt, und der müßte, nach meiner Berechnung, schon gestern wieder zurück gewesen sein, und — da ist er, rief der Kurfürst freudig, als eben die Thüre sich öffnete und die hohe, stattliche Gestalt eines Soldaten in derselben erschien. Seine Kleider waren bestaubt und beschmutzt, sein Angesicht glühte, man sah es ihm an, daß er einen langen, beschwerlichen Ritt gethan, daß er eben erst vom Pferde gestiegen.

Da bist Du also, Jacob Uhle, rief der Kurfürst freudig. Und wie siehet es daheim in der Mark aus? Bringst Du mir gute Nachrichten?

Je nachdem, Durchlaucht, erwiderte Jacob Uhle, dessen große leuchtende Augen den Kur-

fürsten mit einem zärtlichen Blicke grüßten. Der Schwede rückt immer näher heran nach der Mark und führt in Pommern ein gar wüstes und schändliches Räuberleben. Bei Stargard haben sie schon die Grenze überschritten, haben Contribution erhoben, und geraubt und geplündert!

Und ich bin nicht da, seufzte der Kurfürst vor sich hin, und meine Truppen müssen hier unthätig liegen, während deß der Feind in meine Lande einfällt! Aber was für Nachricht bringst Du mir von der Frau Kurfürstin? fragte er dann. Hat sie Dir kein Schreiben für mich abgegeben? Wo trafst Du die Frau Kurfürstin, und wie geht es ihr?

Wollen Eure Durchlaucht gnädigst erlauben, daß ich Dero Fragen vom Ende an beantworte? fragte der Leibtrabant Jacob Uhle, dem der Kurfürst allezeit ein gar gnädiger und gütiger Herr gewesen, dem er erfüllet hatte, was er einst dem unglücklichen Gabriel Nietzel versprochen, seinen Sohn in seine Dienste zu nehmen und zu seinem Leibtrabanten zu machen. Seit fünfzehn Jahren schon diente Jacob seinem Kurfürsten, und gar oftmals, wenn er die Wache hatte vor der Thüre, war der Kurfürst, wenn er heraustrat, neben seinem Leibtrabanten stehen geblieben, und hatte

theilnehmend und freundlich zu ihm gesprochen, und gar oftmals hatte er auf den Jagden die Ehre gehabt, die Büchse der Kurfürstin zu laden und ihr darzureichen, und weil er ein so geschickter Reiter und Fechter war, hatte Jacob Uhle oft auch die jungen Prinzen auf ihren Spazierritten begleitet, und auf dem Fechtboden mit ihnen gefochten. So war denn Jacob Uhle, der Sohn Rebekka's, für den Kurfürsten und seine Familie nicht blos der Leibtrabant, sondern er war der zuverlässige Diener, er gehörte zu den Getreuen, denen man vertraute, und die sich daher auch zuweilen ein vertraulicheres Wesen erlauben durften.

Der Kurfürst beantwortete daher auch die kecke Frage seines Leibtrabanten nur mit einem freundlichen Kopfnicken, und Jacob Uhle fuhr fort:

Es ergehet der Frau Kurfürstin ganz wohl und kräftig. Ich verließ sie unterwegens in Baireuth, und Ihro Durchlaucht hat mir dieses Schreiben mitgegeben.

Die Kurfürstin kommt? fragte Friedrich Wilhelm freudig, indem er das Schreiben hastig öffnete.

Ja, sagte Jacob Uhle, die Frau Kurfürstin kommt, und es kommt noch Jemand mit ihr.

Wer denn, Jacob Uhle?

Die Prinzessin Charlotte von Kurland, Durchlaucht, und ich meine, es ist ein rechtes Glück, daß die kommt, und sie wird wohl die beste Arzenei für unsern lieben Herrn Kurprinzen sein.

Der Kurfürst achtete nicht mehr auf die Worte seines Leibtrabanten. Er war ganz vertieft in die Lecture seines Briefes, und Jacob Uhle zog sich daher leise und geräuschlos in das Vorzimmer zurück. Aber unweit der offenen Thüre blieb er dann wartend stehen, und murmelte leise für sich: Nachher wird er mich rufen, und ich werde ihm dann sagen, wie mir um's Herz ist.

Der Kurfürst war noch immer damit beschäftigt, das Schreiben seiner Gemahlin zu lesen, und sein Angesicht, das beim Beginn der Lectüre so strahlend und freudig gewesen, ward, je weiter er las, desto sorgenvoller und ernster. Eine Stelle am Schlusse dieses Schreibens las er mehr als einmal, und konnte sie doch immer noch nicht fassen und begreifen.

Die Stelle lautete: „Ich komme zu Euch, mein vielgeliebter Gemahl, denn ich merke es Euren Briefen an, daß Ihr endlich der Einsamkeit überdrüssig seid, und Eurer Dorothea erlauben wollt, an Eurer Seite zu sein. Aber ich komme nicht allein, sondern ich bringe auch für jemand An-

deren, welcher auch der Einsamkeit überdrüssig ist, eine Erheiterung und Gesellschaft mit. Jacob Uhle hat mir eine gar jammervolle Schilderung von dem Gesundheitszustande unseres lieben Kurprinzen gemacht, und mir gesaget, wie trübe und matt er umherschleichet. Das hat mich gar mächtig ergriffen, und vielleicht ist es die Trennung von Euch, mein Friedrich, welche mein Herz so weich und empfindsam stimmt, und mich Mitleid haben läßt mit dem Verliebten. Genug, ich bringe die Charlotte mit mir, und ich möchte Euch bitten, mein vielgeliebter Herr, daß wir dem jungen Paare endlich doch gewähren, was sie so herzlich ersehnen, daß wir ihnen erlauben, sich zu lieben und zu ehelichen. Das persönliche Glück ist ja doch die schönste und herrlichste Eroberung, welche man im Leben machen kann, und je mehr ich das durch Euch an mir selber erfahre, desto mehr bin ich auch geneigt, es Anderen, selbst gegen die Abmahnungen meiner Vernunft, zu verschaffen. Die Vernunft sagt uns Beiden wohl, daß für den Kurprinzen eine Verbindung mit einem großen und mächtigen Fürstenhause wünschenswerth und nothwendig sei. Allein die Wünsche der Eltern scheitern ja fast immer an dem Begehren der Kinder, und was uns nothwendig erscheint, erachten sie

als überflüssig. So meinet denn auch der Kurprinz, daß er einer reichen und mächtigen Prinzessin entbehren kann, dieweilen er der Sohn seines mächtigen und berühmten Vaters ist, und ich kann ihm darin nicht Unrecht geben. Ihr, mein Friedrich, seid Alles auch durch Euch selber geworden, und nicht durch Eure Frauen und deren Verwandtschaften. Durch Euren Geist und Euren Genius allein habet Ihr Euch Ruhm, Ehre und Macht erworben. So möge denn auch der Kurprinz versuchen, was er dereinst durch sich selber werden kann. Ich habe ihm wohl oft gegrollt, und er hat mich vielfach gekränket, aber aller Groll ist verschwunden, nur die herzliche Mutterliebe ist geblieben, und aus dieser Mutterliebe heraus beschwöre ich Euch nun: lasset uns den Kurprinzen glücklich machen, damit wir ihn wieder gesund machen. Ich bringe für ihn die beste Arzenei mit, denn ich bringe ihm die Prinzessin Charlotte. Machet aus den Beiden ein glückliches Liebespaar, und Ihr werdet sehen, wie schnell der Kurprinz genesen wird. Denn es ist hoffentlich nur die Sehnsucht und der Liebesgram, welcher ihn krank gemacht! Der liebe Herrgott wird ja geben, daß es nichts Anderes ist, und daß meine Befürchtungen wegen des Koches Lorand, den der Kur-

prinz, wie ich höre, noch immer in seinen Diensten hat, unbegründet waren. Nun lebet wohl, mein vielgeliebter Herr, und so Gott in seiner Gnade es gestattet, werde ich in acht Tagen bei Euch sein, denn ich raste nicht und ruhe nicht, bis ich Euch wiedersehe. Eure unterthänigste Dienerin Dorothea."

Der Carl Aemil wäre krank, sagte der Kurfürst gedankenvoll, und ich weiß nichts davon, Niemand hat es mir gesagt? Aber es ist sicherlich nur wieder so ein Gerede, und man hat die Dorothea ohne Grund geängstiget. Habe den Carl Aemil doch nimmer klagen hören, und — Jacob Uhle, unterbrach sich der Kurfürst. Tritt ein!

Der Leibtrabant schwenkte nur um die Thüre, und stellte sich kerzengerade neben derselben auf.

Was hast Du der Frau Kurfürstin Durchlaucht von dem Kurprinzen erzählt? fragte Friedrich Wilhelm.

Kurfürstliche Durchlaucht, erwiderte Jacob mit fester, unerschrockener Stimme, ich habe der Frau Kurfürstin die Wahrheit gesagt. Ich habe ihr gesagt, daß der Kurprinz krank ist, obwohl er es vielleicht selber nicht weiß, und obwohl Niemand sonst es hier zu sehen scheint.

So? Also Du hast gesehen, was Niemand sonst

gesehen hat, und Du trauest Deinen Augen mehr, als denen aller anderen Menschen?

Ja, Kurfürstliche Durchlaucht, das thue ich, denn meine Augen schauen den Herrn Kurprinzen aus dem Herzen heraus an, und es ist mir zuweilen, als hätte kein Mensch auf der Welt ihn so lieb, wie ich ihn habe. Das kommt aber daher, weil Eure Durchlaucht mir die Gnade gegönnt haben, so viele Jahre um den Herrn Kurprinzen sein zu können, recht als hätten es Eure Durchlaucht darauf abgesehen, daß ich den Herrn Kurprinzen so über Alles lieb haben sollte, damit er doch allezeit eine treue Seele um sich hätte, auf die er bauen könnte. Es ist freilich nur die Seele eines dummen, armen Kerls wie ich bin, aber was liegt daran, wenn's nur eine Seele voll Liebe und Treue ist.

Wohl gesprochen, Jacob, sagte der Kurfürst, indem er in das hübsche, gute Angesicht des Leibtrabanten schauete, dessen große, schwarze Augen ihn gar lebhaft an Rebekka gemahnten, an das edle, tapfere Weib, das ihn gerettet hatte, und in den Tod gegangen war, um den Vater Jacob Uhle's vor einem Verbrechen zu bewahren.*)

*) Siehe: Der junge Kurfürst. Von L. Mühlbach, Th. II.

Die Erinnerung an jene Tage war das unzerreißbare Band, welches, ohne daß Jacob Uhle es wußte, ihn an den Kurfürsten fesselte und dem Sohne des unglücklichen Gabriel Nietzel solche bevorzugte Stellung in der Kurfürstlichen Familie gegeben hatte. Der arme Leibtrabant war der Diener, beinahe der Freund des Kurprinzen gewesen, da dieser noch ein Kind war, der sonst so unbändige und wilde Knabe hatte für seinen Leibtrabanten immer ein freundliches Wort gehabt, und dieser hatte oft durch sein inständiges Flehen das erreicht, was die Befehle des Herrn von Schwerin von dem Prinzen nicht hatten erlangen können. Später, als der Kurprinz heranwuchs, war Jacob Uhle wohl mehr in den bescheidenen Schatten zurückgetreten, aber immer hatte der Kurprinz ihn besonders bevorzugt, und war ihm immer im Geiste zugethan geblieben. Auch jetzt, im Feldlager, gehörte Jacob Uhle zur besondern Bedienung des Kurprinzen, und er hatte denselben nur verlassen, weil der Kurfürst ihn als Courier an seine Gemahlin geschickt hatte.

Und Du glaubst also wirklich, Jacob, daß der Kurprinz krank und leidend ist? fragte der Kurfürst.

Ja, Durchlaucht, seufzte Jacob, ich weiß, daß er es ist. Ich habe ihn seit Monaten beobachtet,

und ich habe gesehen, daß er jeden Tag elender und schwächer wird. Er weiß es nicht, und wenn man's ihm sagte, so glaube ich, er würde sehr zornig werden. Denn er ist anjetzo sehr reizbar, und die geringsten Kleinigkeiten versetzen ihn in Zorn, und dann wird er blaß wie eine Leiche, und seine Lippen zittern, und der kalte Schweiß tritt ihm auf die Stirn, und seine Augen blitzen so fürchterlich, daß Einem angst und bange wird. Nachhero aber, wenn der Zorn vorüber ist, dann wird er so hinfällig, daß er kaum gehen und stehen kann, und er weint dann wie ein Kind, und seine Wangen werden dann purpurroth, und seine Hände brennen wie Feuer, denn dann kommt das fürchterliche Fieber, und er spricht dann Nächte lang wirres Zeug, und ist manchmal so rasend, daß der Kammerdiener und ich ihn kaum halten können.

Und das Alles erfahre ich erst jetzt! fragte der Kurfürst. Warum hast Du mir das nicht längst berichtet?

Kurfürstliche Durchlaucht, weil der Kurprinz uns strenge verboten hatte, zu irgend einem Menschen auf der Welt, am allerwenigsten aber zu Eurer Kurfürstlichen Gnaden, ein Wort darüber verlauten zu lassen. Wir haben es ihm Beide in

seine Hand geloben müssen, nichts zu Eurer Durchlaucht zu sagen, denn der Herr Kurprinz meinte, es wäre für ihn eine Schande, wenn er das Leben im Felde nicht ertragen könnte, und wenn Eure Durchlaucht ihn derohalben von hier fortschicken thäten, daß er die Campagne nicht mitmachen könne. Er wolle lieber sterben, sagte der Kurprinz, als Eurer Durchlaucht und sich selber solche Schande zu bereiten, und er würde niemals ein Wort wieder mit mir sprechen, wenn ich ihm nicht feierlich gelobte, nichts an seinen Herrn Vater zu verrathen. So hatte ich es denn gelobt; aber darum war ich so glücklich, daß Eure Durchlaucht mich nach Berlin als Courier entsandten, denn der Frau Kurfürstin nichts zu sagen, das hatte ich nicht gelobt, und darauf hatte der Kurprinz mich nicht schwören lassen. So habe ich denn Ihrer Durchlaucht Alles geklagt, und Ihre Gnaden waren sehr traurig und weinten bitterlich, und versprachen mir, Alles Eurer Durchlaucht zu melden. Solches ist denn nun geschehen, und ich bin froh, daß ich nun nicht mein Gelöbniß gebrochen habe! Denn ich habe Eurer Durchlaucht nichts verrathen, Ihr habet vielmehr Alles von Ihrer Gnaden der Frau Kurfürstin erfahren.

Und ich belobe Dich für Dein Betragen, Jacob

Uhle, sagte der Kurfürst freundlich. Du hast gehandelt wie ein zuverlässiger und getreuer Diener, und es freut mich gar sehr, Dich immer auf so guten Wegen zu finden.

Gnädigster Herr, rief Jacob Uhle mit bewegter Stimme, Ihr habt mich auf diesen Weg gestellt, und ein ganz schlechter Kerl müßte ich ja sein, wenn ich von demselben abweichen wollte. Ihr habet Euch in Gnaden des armen, einsamen Waisenknaben erbarmet, und da Vater und Mutter mich verlassen hatten, da haben Eure Durchlaucht als ein gnädiger und gütiger Vater an mir gehandelt.

Erinnerst Du Dich wohl an Vater und Mutter, Jacob Uhle? fragte der Kurfürst.

Nein, Durchlaucht, sagte Jacob traurig. Nur den armen Klaus, den sehe ich noch zuweilen in meinen Gedanken, und seine traurigen guten Augen, und sein sanftes Gesicht. Ich meine zuweilen, er ist doch am Ende mein Vater gewesen, obwohl er's immer leugnete; aber wenn ich so über ihn nachdenke, da möchte mir das Herz brechen vor Jammer und Weh, denn ich fühl' es dann, daß er mein Vater ist, und —

Still, Jacob, denke nicht darüber nach, und suche nicht zu ergründen, was er verhüllen wollte,

sagte der Kurfürst feierlich. Er war ein unglücklicher Mann, und wenn er jemals ein Verbrechen begangen, so hat er es durch seine Reue und durch seinen Tod gebüßt, und ist eingegangen als ein Gerechter in die Wohnungen des himmlischen Vaters. Dorten hat er sodann auch sicherlich Deine Mutter getroffen, denn sie war es werth, zu wohnen bei den Gerechten und zu schauen die Herrlichkeit Gottes. Sie war ein edles und hochherziges Weib, und Du sollst das Andenken an Deine Mutter in Ehren halten, so lange Du auf Erden wandelst, dann wirst Du sie dereinsten im Himmel sehen und erkennen. Aber nun, da wir den Todten die Ehre gegeben, wollen wir an die Lebenden denken. Ich hoffe, Du täuschest Dich über das Unwohlsein des Kurprinzen. Mag sein, daß er anjetzo unwohl ist, und daß er ein weniges angesteckt worden ist von den schlimmen Krankheiten, welche in unserem Lager herrschen, aber er wird sich bei guter Pflege rasch wieder erholen, und die soll ihm anjetzo auch werden, dafür wird schon die Frau Kurfürstin Sorge tragen, wenn sie hier ist.

Eure Durchlaucht halten zu Gnaden, aber es muß anjetzo Alles heraus, was mir auf dem Herzen liegt, sagte Jacob Uhle rasch. Die beste Pflege ist, daß die Prinzessin Charlotte von Kurland

kommt. Ich muß doch nun 'mal Alles gestehen, denn wenn der Herr Kurprinz das Fieber hat, und nicht bei sich ist und phantasiret, so ruft er immer nach seiner lieben Charlotte, und bittet mit gar beweglichen Worten, zu ihm her zu kommen, und sagt, wenn sie nicht ihm die Liebe thäte und käme, so würde er sterben und sich todt grämen.

Sagt er das? fragte der Kurfürst mit erheiterter Miene. Nun es freut mich; das von Dir zu hören, denn wenn man erst die Art der Krankheit kennet, so ist es um so leichter, die heilenden Mittel zu finden. Gehe jetzt, Jacob Uhle, und sage dem Herrn Kurprinzen meine Empfehlung und ich lasse Seine Durchlaucht höflich ersuchen, sogleich zu mir zu kommen.

Aber, gnädigster Herr Kurfürst, bat Jacob angstvoll, Eure Durchlaucht werden mich nicht verrathen? Sie werden dem Herrn Kurprinzen nicht sagen, daß ich geplaudert habe?

Nein, Jacob Uhle, erwiderte der Kurfürst lächelnd, ich werde Dich nicht verrathen. Gehe nur, und mache Deine Bestellung, denn mich verlangt sehr, meinen Sohn zu sehen!

Er ist krank aus Sehnsucht und Liebeskummer, sagte der Kurfürst, als der Leibtrabant hinaus gegangen war. Die Kurfürstin hat ganz

recht, das persönliche Glück ist doch die herrlichste Eroberung, und wir wollen es unserem Sohn nicht länger vorenthalten. Ja, er soll die Charlotte haben, und ich denke, seine liebe Mutter im Himmel wird zufrieden sein, wenn ich ihrem Liebling, ihrem Aeltesten, seines Herzens Wunsch befriedige, sonder Rücksicht auf die Politik und das Staatsinteresse.

Gnädigster Herr Vater, Ihr habt mich rufen lassen, und da bin ich, sagte der Kurprinz, welcher eben eintrat. Der Kurfürst heftete seine Augen mit einem theilnehmenden, prüfenden Blick auf den Sohn, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Ja, er sah es jetzt, da man ihn darauf aufmerksam gemacht, der Kurprinz sah leidend aus. Seine Wangen waren eingefallen, und auf ihnen brannten jene unheilsvollen Rosen, welche einst auch auf seiner Mutter Wangen gebrannt als die Blüthe ihres frühen Todes. Seine Augen waren größer geworden, sie flackerten in einem fieberhaften Glanz, und unter ihnen zeigten sich jene blauen Ringe, welche die Krankheit oder der Kummer in das Antlitz der Menschen zeichnet.

Mein lieber Sohn, sagte der Kurfürst sanft, ich habe Dich rufen lassen, weil ich Dir eine an-

genehme Botschaft mitzutheilen habe. Die Frau Kurfürstin kommt hierher in's Lager.

Ah, die Frau Kurfürstin kommt hierher in's Lager, wiederholte der Prinz, und dem Kurfürsten fiel es auf, wie verändert auf einmal seine Stimme war, so dumpf und heiser, während sie sonst doch so hell und klar gewesen. Jetzt, da er darauf achtete, sah er auf einmal die schmerzliche und traurige Veränderung in dem ganzen Wesen seines Sohnes. Die Sorgen und Mühen, der Aerger und der Verdruß dieses verunglückten Feldzuges hatten bisher die Gedanken des Kurfürsten ganz ausgefüllt, und ihn nichts Anderes, was um ihn her vorging, sehen lassen. Jetzt sah er, und dieses Sehen erfüllte den Kurfürsten mit Unruhe und Schmerz.

Freuest Du Dich, daß die Frau Kurfürstin kommt? fragte Friedrich Wilhelm.

Der Kurprinz fuhr wie aus tiefen Gedanken empor. Oh gewiß, gnädigster Herr, ich freue mich, rief er mit einem fröhlichen Lachen. Es wird ein lustiges und prächtiges Leben hier im Lager werden, wenn die Frau Kurfürstin kommt. Sie ist eine gar so geistreiche und liebenswürdige Dame, unsere theure Frau Mutter, und sie verstehet es so gut, Leben und Heiterkeit um sich zu verbreiten. Ich

freue mich sehr für Ew. Durchlaucht, daß die Frau Mutter kommt. Es muß Ew. Gnaden doch zuweilen recht einsam gewesen sein,

Dir nicht auch, Carl Aemil? Hast Du Dich nicht auch zuweilen nach Erheiterung und Zerstreuung gesehnt?

Ich? Nicht im Mindesten, gnädiger Herr, ich fühle mich vollkommen wohl und glücklich, und es bleibet mir nichts zu wünschen übrig, als daß wir endlich eine tüchtige Schlacht erleben könnten, damit ich meinem gnädigsten Herrn Vater beweisen könnte, daß ich kein Feigling bin, sondern der Sohn eines Helden. Dies aber ist auch das Einzige, was ich mir ersehne, und wonach mein Herz lechzet. Alles Andere ist schön und gut in dieser schönen und guten Welt. Und was würde mir auch fehlen, ich bin jung, bin gesund, bin der Sohn des edlen und ruhmgekrönten Kurfürsten von Brandenburg. Ich müßte sehr anmaßend oder sehr undankbar sein, wenn ich nicht zufrieden sein wollte.

Mein Sohn, sagte der Kurfürst ernst, Du sprichst da eben, was Du nicht denkst. Du bist nicht zufrieden, und ich fürchte auch, Du bist nicht gesund.

Weshalb fürchten Eure Gnaden das? fragte

Carl Aemil hastig. Habe ich etwa ein krankes, leidendes Aussehen? Oder haben meine Feinde mich gar verlästert, und Eurer Durchlaucht gesagt, ich wäre des Lagerlebens überdrüssig, oder gar zu schwach, dasselbe zu ertragen?

Und wie er mit lauter, gereizter Stimme das sagte, blitzten seine Augen höher auf, und die Röthe auf seinen Wangen machte einer tödtlichen Blässe Platz.

Ruhig, mein Sohn, ereifere Dich nicht. Es hat Dich Niemand bei mir verlästert, und ich würde Niemandem gestatten, dies zu thun. Aber Dein Aussehen ist allerdings etwas angegriffen, und ich fürchte, Du magst ein wenig von dem Giftstoff der Lagerkrankheiten afficiret sein. Sage es mir, mein lieber Sohn, fühlest Du Dich leidend?

Leidend? lachte der Kurprinz. Ich versichere Eurer Gnaden, ich habe mich niemals wohler gefühlt, als jetzt. Mir ist so leicht und frisch, als ob ich Flügel hätte, ich fühle in meinen Muskeln eine Kraft und Stärke, als wäre ich der Hercules, der die zwölf Riesenarbeiten vollbringen soll, und wenn ich die Fanfaren im Lager höre, so möchte ich aufjauchzen vor Wonne und mich jubelnd hineinstürzen in das wildeste Feindesgewühl.

Es ist doch nicht wahr, er ist doch nicht krank,

dachte der Kurfürst, wie er jetzt den Kurprinzen mit voller, starker Stimme, mit heiterem Angesichte so sprechen hörte. Nein, der Jacob Uhle hat Gespenster gesehen, und eine Unpäßlichkeit für ein schlimmes Leiden genommen. Man hat nicht nöthig zu fürchten, daß ein unvermuthetes Glück den Prinzen zu sehr aufregt und seine fieberhafte Stimmung erhöht. Er ist stark und kräftig genug, das Glück zu ertragen.

Ich habe Dir noch nicht alle Nachrichten mitgetheilt, welche ich von der Frau Kurfürstin erhalten habe, sagte der Kurfürst laut. Die Frau Mutter kommt nicht allein in's Lager, sie bringet sich Begleitung mit.

So, thut sie das? sagte der Kurprinz gleichgültig. Bringt sie unsere kleinen Brüder mit?

Nein, Carl Aemil, sie bringt die Prinzessin Charlotte mit.

Der Kurprinz zuckte zusammen, und ein glühendes Roth übergoß sein ganzes Angesicht. Die Prinzessin Charlotte? Was soll die hier in Colmar? Aber wie frage ich nur. Es ist ein lustiger Scherz von meinem gnädigen Herrn Vater. Die Frau Kurfürstin wird sich nicht herbeilassen, die Prinzessin Charlotte mitzubringen. Es wäre, — oh mein Gott, es wäre zu viel des Glückes!

Du würdest Dich also sehr freuen, wenn die Cousine Charlotte hieher käme, Carl Aemil?

Ich, — ja, ich will's sagen, ich würde mich sehr freuen, wenn sie hieher käme.

Du liebst sie also immer noch, Carl Aemil? Die Trennung hat Deine Liebe nicht abgekühlet und vermindert?

Die Trennung hat meine Liebe nur noch glühender gemacht, hat mir nur noch klarer gezeigt, daß nichts mich von ihr zu trennen vermag. Denn da Ihr es wissen wollt, mein Vater, so muß ich es Euch sagen, ich liebe Charlotte noch immer, und ich werde sie lieben, so lange ich lebe.

Nun denn, mein Sohn, sagte der Kurfürst lächelnd, so wisse denn, daß die Frau Kurfürstin, Deine liebe und zärtliche Mutter, die in Dein Herz geschauet und darin Deine große Liebe erkannt hat, für Dich bei mir gebeten hat, daß ich Dir die Prinzessin Charlotte zur Gemahlin geben soll.

Und Ihr? fragte der Prinz athemlos. Ihr wollt es thun?

Mein Sohn, ich wünsche vor allen Dingen Dich glücklich zu machen. Ja, ich will Dir die Charlotte zur Gemahlin geben.

Der Prinz stieß einen Schrei aus, einen lauten, jubelnden Schrei und stürzte zu dem Kurfürsten

hin, schlang seine Arme fest um den Nacken seines Vaters und drückte einen langen, zärtlichen Kuß auf seine Lippen.

Ich danke Euch, mein Vater, ich danke Euch, und wenn es in den höchsten und heiligsten Momenten der Lebens einem Sohne erlaubt ist, so zu seinem Vater zu sprechen, so sage ich: Gottes Segen über Euch, mein Vater! Gottes Segen, denn Ihr habt Eurem Sohne das Leben wieder gegeben. Denn jetzo will ich es Euch sagen, mein lieber, mein guter Vater, ich war krank. Ich sehnte mich nach Charlotte, ich grämte mich, und es machte mich schwach und elend. Aber nun seht Ihr, nun ist Alles wieder gut, und ich fühle schon, wie neue Gesundheit und Lebenskraft durch meine Adern strömt. Oh mein herzlieber Vater, ich danke Euch für mein Glück, seid gesegnet dafür!

Und er lehnte sein Haupt an die Brust seines Vaters, und wehrte den Thränen nicht, die plötzlich in hellen Bächen aus seinen Augen hervorstürzten. Der Kurfürst legte sanft seine Hand auf das dunkle Lockenhaar seines Sohnes, und die großen dunkelblauen Augen Friedrich Wilhelm's richteten sich himmelwärts. Siehest Du uns anjetzo wohl, Du verklärter Geist meiner Louise? sagte er. Schauet Dein Blick voll Liebe

hernieder und giebt uns den Segen? Habe ich Dir Wort gehalten, Du meine hingeschwundene Geliebte, und habe ich das Versprechen erfüllet, welches ich Dir auf Deinem Sterbebette gegeben, das Versprechen, Deine Söhne zu guten und nützlichen Menschen zu erziehen? Siehe hier den Sohn Deines Herzens, er weinet nicht aus Schmerz, sondern aus Glück, und ich darf es Dir sagen, meine Louise, er ist ein guter Mensch, an dem Alle ihr Wohlgefallen haben, und welcher, so Gott will, dermaleinst seinem Volke und seinem Lande ein guter Fürst sein wird. Segne ihn dazu, meine Louise, und gieb ihm und uns Allen ein frommes und demüthiges Herz, daß wir erkennen, alles Gute und alles Schöne kommet uns nicht aus eigenem Verdienst, sondern durch Gottes Gnade und Güte! Amen!

Amen! wiederholte Carl Aemil, und welch' eine Fülle von Freude und Glück lag in dem Ton seiner Stimme. Oh Gott, Gott, mein lieber Herr Vater, es ist mir, als wäre ein solches Füllhorn von Glück über mich ausgegossen, daß es mir schier die Brust zerdrücken könnte, und daß der Athem gar nicht mehr heraus will auf die Lippen. Die Charlotte kommt, und sie ist meine Braut, saget nur, wann kommt sie?

In zwei, drei Tagen vielleicht, Du ungeduldiger Liebhaber.

Sagen wir in drei Tagen, Herr Vater, und bedenket nur, wie lange das noch ist, und ob es nicht schicklich wäre, den Damen eine Tagereise entgegen zu gehen, sie einzuholen in's Lager und sie zu empfangen mit militärischen Ehren. Seid gut, herzlieber Vater, befehlet mir, den Damen eine Tagereise weit entgegen zu gehen.

Nun, sei's darum, Herr Bräutigam, geht Eurer Braut entgegen bis Türckheim.

Wie er jubelte, und entzückt seinem Vater die Hände küßte! Aber was war's, das ihn auf einmal verstummen machte, und ihn bannte, daß er plötzlich, da er eben durch das Zimmer schreiten wollte, stehen blieb, und hin und her schwankte und taumelte, wie ein Trunkener.

Mein Gott, mein Sohn, was ist Dir? Was ficht Dich an?

Es ist nichts! mein Vater, oh sicherlich, es ist nichts! —

Und er faßt mit zitternder Hand nach der mit kaltem Schweiß bedeckten Stirn, und sein Auge wird starr vor Entsetzen.

Vater, wenn ich doch krank wäre, wenn das Glück mich tödtete!

Oh nicht doch, mein Sohn, das Glück tödtet nicht, es macht gesund!

Du hast recht, gewiß Du hast recht! Es ist nur die Freude, welche mich einen Augenblick schwach gemacht hat. Ich bin gesund, nur bin ich noch so wenig gewohnt, das Glück zu ertragen. Aber ich werde es lernen, denn meine Charlotte, meine geliebte Charlotte, wird mir tragen helfen. Und jetzt ist mir wieder wohl. Lasset mich nur hinaus in die Luft. Zu Pferde! Zu Pferde!

Er stürzte nach der Thüre hin, er wollte sie öffnen, und wieder schwankte er, und wieder taumelte er zurück. Großer Gott im Himmel, es ist dennoch wahr, ich bin krank! Es ist der Tod, der Tod, welcher in meinen Eingeweiden brennt!

Und seine Augen schlossen sich, und er sank bewußtlos in die Arme des Kurfürsten. Der hob ihn empor mit Riesenkraft und drückte ihn fest an sein Herz, trug ihn zu dem Lehnstuhl hin und ließ ihn sanft in denselben niedergleiten.

Seine Augen waren noch immer geschlossen, der Athem ging schwer und keuchend aus seiner Brust hervor. Der Kurfürst stürzte nach der Thüre hin und rief nach Hülfe, und die Cavaliere eilten aus dem Vorzimmer herein, und

man rannte nach dem Leibmedicus, dem Doctor Weiß, und holte ihn schnell herbei.

Er untersuchte den Puls und horchte an der Brust und betastete die von kaltem Schweiß bedeckte Stirne und die brennenden Schläfen. Ich fürchte, Durchlaucht, das Lazarethfieber, welches im Lager wüthet, hat den Prinzen angesteckt. Seine Pulse schlagen, sein Blut ist in furchtbarer Aufregung. Die größte Ruhe ist nothwendig, denn die überreizten Nerven können nichts mehr ertragen. Ich würde rathen, den Herrn Kurprinzen nicht hier in Colmar zu lassen, wo der Lärm des Soldatenlebens ihm keine Ruhe läßt. Es wäre besser, ihn nach Straßburg zu bringen, aber so bald als möglich.

Noch heute soll's geschehen, rief der Kurfürst, gleich auf der Stelle.

Es wäre das Beste, Durchlaucht, und mit so wenig Aufsehen als möglich, damit kein Geräusch ihn stört. Wenn es Ew. Durchlaucht genehm ist, reise ich vorauf, um in Straßburg das Quartier zu bereiten, und der Kurprinz mag in seiner Equipage, begleitet von seiner gewohnten Dienerschaft, nachfolgen.

Sein Kammerdiener und der Leibtrabant Jacob Uhle sollen mit ihm fahren, sagte der Kurfürst.

Und auch sein Leibkoch, wenn ich bitten darf, Durchlaucht. Es ist nöthig, immer Jemand da zu haben, der genau nach Angabe und Vorschrift für den Prinzen die Speisen bereite.

Es soll Alles geschehen, wie Ihr es anordnet. Nur machet mir meinen lieben Sohn wieder gesund! Mein Gott, er regt sich noch immer nicht. Doctor, er ist doch nicht todt?

Er athmet, Durchlaucht, er brennt wie Feuer. Es ist das Fieber, welches ihn anjetzo stumm macht, aber nachher wird es aus ihm rasen und ihn nur allzu beredt machen. Es wäre gut, wenn man den Herrn Kurprinzen vorher in seine Behausung und auf sein Lager schaffte. Wenn nur irgend Jemand da wäre, der stark genug ist, ihn zu tragen.

Ich bin da, Herr Leibmedicus, rief der Leibtrabant Jacob Uhle, der bis jetzt an der offenen Thüre gestanden und mit traurigen Blicken hinüber geschaut hatte nach seinem Prinzen. Jetzt machte er sich Bahn durch das Gedränge der Hofherren, und näherte sich dem Lehnstuhl, in welchem der Prinz lag.

Lasset uns lieber eine Tragbahre herbeiholen, sagte der Kurfürst.

Nein, Durchlaucht, erwiderte Jacob rasch,

das würde aufhalten, und die Hauptsache ist, daß der Prinz rasch zur Ruhe kommt. Ich kenne ja das, und es ist nicht das erste Mal, daß ich ihn so sehe. Er liegt in meinen Armen auch weicher, als auf der Tragbahre.

Und der Leibtrabant hob mit seinen starken Armen den Prinzen empor, kräftig wie ein Mann, und zart und sanft wie eine Mutter, drückte er ihn an sein Herz, winkte rasch dem Leibmedicus mit den Augen, daß er ihm folgen solle, und trug, als fühle er sich gar nicht beschwert von seiner Last, den Kurprinzen von dannen. Der Arzt begleitete ihn, indem er die übrigen Cavaliere, welche alle voll Mitleid und Theilnahme folgen wollten, bedeutete, daß Niemand von ihnen allen mit ihm gehen dürfe, weil die größte Ruhe für den Prinzen vor allen Dingen nothwendig sei.

Das Quartier des Prinzen war glücklicher Weise nur wenige Häuser von der Wohnung des Kurfürsten entfernt, und Jacob Uhle hatte mit seinen kräftigen Mannesschritten die kurze Strecke bald zurückgelegt, und trug nun, mit Hülfe des herbeistürzenden Kammerdieners, den Prinzen zu seinem Lager hin.

Carl Aemil, der bis dahin immer noch besinnungslos dagelegen, öffnete jetzt die Augen und

schauete mit einem wilden Blicke um sich, und begann auf einmal laut aufzulachen.

Jetzt kommt's, murmelte Jacob Uhle. Jetzt wird er wieder rasen.

Wir wollen ihm sogleich einen kühlenden Trank bereiten, sagte der Leibmedicus. Wo ist der Koch? Rufet mir den Koch herbei. Wir müssen Eis haben, ihm auf den Kopf zu legen.

Ich hol's herbei, und schicke auch den Koch her, sagte der Kammerdiener von dannen eilend.

Jacob Uhle hatte richtig prophezeiet, aus dem Kurprinzen begann jetzt das Fieber zu rasen und zu phantasiren. Er schrie und lachte, und heulte und sang, er wäre von dem Lager aufgesprungen, wenn des Leibtrabanten starke Arme ihn nicht darauf festgehalten hätten, aber er schrie deshalb laut auf vor Zorn und sprach mit schmerzlich klagender Stimme von Verräthern, welche ihn gefangen und gebunden hielten.

Der Koch Lorand hörte und sah das Alles, während er von dem Leibmedicus die Ordre erhielt zu dem kühlenden Trank. Er trat auf einen Augenblick an das Lager und schaute mit trauriger Miene auf den Prinzen hin.

Er ist krank, sehr krank, unser liebe Kurprinz, seufzte er schmerzvoll und fuhr sich mit der Hand

über die Augen, als wolle er seine Thränen fortwischen, und schlich langsam zum Zimmer hinaus.

Er ist krank, sehr krank, wiederholte Lorand, als er draußen in seiner Küche war. Aber diesmal war seine Miene nicht schmerzvoll, sondern triumphirend und fröhlich, und es stand keine Thräne in seinen Augen, sondern ein Lächeln auf seinen Lippen.

Er hat genug, murmelte er, während er eifrig beschäftigt war, den Trank zu bereiten. Ganz genau nach den Vorschriften des Arztes richtete er ihn ein. Nur zuletzt, da er alle ihm vorgeschriebenen Ingredienzen zusammengemischt, zuletzt nahm er aus einem Schächtelchen noch eine Messerspitze voll und fügte es dem Tranke bei. Vielleicht war es Zucker, denn es sah weiß aus und löste sich schnell auf in dem Trank.

Der Lorand lachte, da er es sah.

Keine Spur bleibt davon zurück, murmelte er, und doch wird's wirken, und wird machen, daß auch von ihm bald keine Spur mehr zurückbleibt. Ich glaube, ich habe bald genug gethan, und es wird bald nichts mehr nöthig sein, denn er ist hin, und der Tod hat ihn schon in seinen Krallen. Nur noch heute Abend den

Nachttrunk ein wenig gewürzt, und dann ist es genug, und dann wird die Natur das Uebrige thun! Und ich habe mein Versprechen erfüllt und habe mir die zehntausend Francs verdient. Ich gehe nach Berlin und fordere sie mir ein, und wenn Mademoiselle Martin sie mir verweigern will, so spreche ich. Aber nein, nein, sie wird schon zahlen, und ich werde mein Reisegeld haben, um nach Frankreich, nach meinem lieben Frankreich zurückzukehren, und dorten mir ein Geschäft einzurichten. So ist's in der Welt! Was den Einen tödtet, macht den Andern lebendig. Ihn macht mein Pülverchen todt, mir giebt es neues Leben wieder! Du sollst trinken, mein Prinzchen, sagte er, indem er den Trank in die Porzellantasse goß, sollst Dir das ewige Leben und die ewige Seligkeit trinken! Hei, wie er schreit und rast! Nun, nun, mein Trank wird ihn beruhigen.

Und er eilte mit der Tasse in das Krankenzimmer, und zu dem Lager hin, auf welchem der Kurprinz in glühenden Fieberphantasien tobte und schrie. Mit Mühe gelang es ihm, den Trank einzuflößen, und noch ehe er ihn geleert, kam ein neuer Paroxismus, und Jacob Uhle mußte eilen, die Tasse auf den Tisch neben dem Bette zu stellen, um den Prinzen, der heftig um sich schlug,

zu halten. Lorand wollte ihm behülflich sein, wollte die Hand des Kurprinzen halten. Dabei stieß er im Eifer an den Tisch, die Tasse fiel um, und der Rest des Labetrankes floß zur Erde nieder.

Am andern Tage, da das Fieber ausgetobt hatte, geleitete man den Prinzen nach Straßburg. Der Leibmedicus, der Kammerherr Dietrich von Buch, Jacob Uhle und der Kammerdiener begleiteten ihn, und der Koch Lorand folgte mit dem Küchenwagen ihnen nach.

7.

Der Tod Carl Aemil's.

Und da seid Ihr endlich, meine liebe Dorothea, sagte der Kurfürst herzlich, indem er die Kurfürstin zärtlich in seine Arme schloß. Ich sehe Euch endlich wieder und Euer Anblick soll mich trösten über vieles Ungemach und Leid.

Ach, daß es dahin kommen mußte, seufzte die Kurfürstin. Ich wußte wohl, daß dieser unglückliche Feldzug gegen Frankreich Euch nicht zum Glücke gereichen würde, aber daß er so Schlimmes und Trauriges uns Allen bringen würde, das hatte ich doch nicht gefürchtet. Der Kurprinz ist krank, nicht wahr, das ist das Leid, welches meinen theuern Herrn bedrücket?

Ja, der Kurprinz ist krank, seufzte Friedrich Wilhelm.

Kommt, laßt uns sogleich zu ihm gehen, sagte Dorothea eifrig. Es drängt mich, ihn zu begrüßen und der armen Charlotte Nachricht zu geben. Ihr habt wohl gesehen, wie bleich sie ward, als Ihr, mein theurer Gemahl, allein, ohne die Begleitung des Kurprinzen, uns entgegen kamt. Ich sah, daß ihr die Thränen in den Augen standen, und daß sie kaum einige Worte zu Euch sprechen konnte. Mich dauert das arme Kind, und ich bitte Euch deshalb, laßt uns zu unserem Sohne gehen, um ihr Nachricht zu bringen.

Der Carl Aemil ist nicht hier in Colmar, Dorothea. Wir haben ihn vorgestern nach Straßburg gebracht, weil er dorten mehr Ruhe und auch mehr Fürsorge und Pflege haben kann. Sein Haus ist mit ihm gegangen, und der Jacob Uhle hat Befehl, jeden Tag hieher zu reiten, um Nachricht über das Befinden des Sohnes zu geben.

Und was ist es für eine Krankheit, die ihn heimsucht, woran leidet er?

Der Kurfürst zuckte die Achseln. Der Leibmedicus kann Uns noch keine bestimmte Auskunft darüber geben. Er fürchtet wohl nach den Symptomen, es könne das Lazarethfieber werden, aber er hofft noch, daß es möglich sein könne, der schlimmen Krankheit zuvor zu kommen durch kräftige

Mittel und aufmerksame Pflege. Der gütige Gott gebe es, denn ich sage es Dir, meine Dorothea, ich fühle in meinem Herzen ein unsägliches Wehe, wenn ich die Möglichkeit denke, daß mir der Sohn könnte entrissen werden. Er war meine Hoffnung für die Zukunft, meine Freude für die Gegenwart, denn ich sah, daß mir der Himmel in ihm einen edlen und würdigen Nachfolger gegeben, und ich hoffte, daß er meinem Carl Aemil die Saat, welche ich mit so großen Mühen gesäet, zur schönen und köstlichen Ernte werde reifen und gedeihen lassen! Und nun sollte ich die Bitterniß erleben, daß der junge Stamm verdorrte, da kaum die Saat zu keimen begonnen, sollte meinen Nachfolger vor mir in die Gruft steigen sehen! Nein, nein, Dorothea, ich kann und mag es nicht glauben, es zerreißet mir das Herz, es zu denken!

Und der Kurfürst bedeckte sein Antlitz mit seinen Händen, schamvoll die Thränen verbergend, welche ihm über die wettergebräunten Wangen liefen.

Dorothea stand neben seinem Lehnstuhl und schauete zu ihm nieder mit verdüstertem Angesicht, und ein finsterer Groll sprach aus ihren Zügen. Daß er über den Sohn klagte, das mochte natürlich sein, aber über den Nachfolger! Blieben ihm

nicht noch mehr Söhne! Zwei Söhne von der todten Nebenbuhlerin, kränklich freilich beide, kränklich, Gott sei Dank! Der eine ein Krüppel mit ausgewachsenen Schultern, der andere ein Knabe, siech und schwach! Aber hatte er nicht außerdem noch drei Söhne, ihre Söhne? Und waren diese nicht stark und kräftig? Mochten die kränklichen Söhne des großen Kurfürsten sterben, an einem Nachfolger würde es dem Kurfürsten ja doch nicht fehlen. Drei Söhne hatte sie ihm geboren, drei starke, gesunde Prinzen, und ihr Aeltester war ja nur um drei Jahre jünger, als der jüngste Sohn der todten Nebenbuhlerin, und Philipp war nicht kränklich, Philipp würde dereinst ein würdiger Nachfolger seines Vaters sein. Weshalb also klagen über den sterbenden Nachfolger, da andere geliebte Söhne da waren, die Stelle des Sterbenden einzunehmen! Le roi est mort, vive le roi!

Ihre Worte verriethen nichts von diesen Gedanken, welche ihre Seele bewegten, da sie düsteren Blickes zu dem weinenden Kurfürsten niederschaute. Als er endlich sein Haupt erhob, neigte sie sich zu ihm und suchte ihn zu trösten mit theilnehmenden und zärtlichen Worten, und der tiefbetrübte Vater lehnte sein Haupt an ihre Schulter und horchte

auf die Stimme, die er so lange entbehrt hatte, und die ihm wie liebe Musik das Herz beruhigte.

Da auf einmal that sich die Thür auf, und Prinzessin Charlotte von Kurland stürzte herein, bleich, mit von Thränen überfluthetem Angesicht.

O Vergebung, gnädige Herrschaften, rief sie schluchzend. Aber der Uhle ist da und bringt gar so traurige Botschaft.

Was für Botschaft? rief der Kurfürst auffahrend. Wie geht es unserem Sohn! Wo ist Jacob Uhle?

Hier bin ich, gnädige Durchlaucht, sagte der Leibtrabant, der durch die offene Thür den Ruf des Kurfürsten gehört hatte und aus dem Nebenzimmer hereintrat. Hier bin ich, und ich bitte um Vergebung, daß ich der Prinzessin die traurigen Nachrichten mitgetheilt habe. Aber erfahren mußte sie's ja doch, und der Herr Kurprinz hat mir befohlen, ich solle selbst mit der Prinzessin sprechen.

Wie geht es meinem Sohne, Jacob? fragte der Kurfürst.

Oh, gnädigster Herr Oheim, schluchzte Charlotte, es steht übel mit ihm. Er ist krank, sehr krank, und er sehnt sich nach mir, und er läßt mich beschwören, daß ich zu ihm komme, um — oh

Gott, oh Gott, ich kann's nicht sagen und nicht denken, — um —

Jacob Uhle, fragte die Kurfürstin, steht es wirklich so schlimm mit unserem Sohne?

Frau Kurfürstin, ich habe nur noch eine Hoffnung. Das ist die Prinzessin Charlotte! Vielleicht daß die Freude ihn wieder lebendig macht und ihm neue Lebenskräfte verleiht. Der Leibmedicus sagt, es sei möglich, daß eine unerwartete Aufregung ihm die Lebensgeister wieder stärke und erfrische; die Mixturen und Tränke wollen nichts mehr gut machen.

Oh, mein gnädigster Herr Ohm, gnädigste Kurfürstin, flehte Charlotte, indem sie auf ihre Kniee niedersank und ihre gefalteten Hände erhob zu dem Kurfürstlichen Paare, ich bitte um die einzigste Huld und Güte, laßt mich den lieben Aemil noch einmal sehen!

Aber das ist unthunlich und ganz ungehörig, rief die Kurfürstin lebhaft. Ihr könnet doch unmöglich daran denken, Prinzessin, den kranken Prinzen zu besuchen und vor sein Bett hinzutreten.

Ich erflehe dies als eine Gnade, Durchlaucht, sagte Charlotte. Was kümmert es mich, was die Leute darüber reden, was die Menschen, die ihn nicht lieben, die nicht um ihn trauern, darüber

denken mögen. Ich liebe ihn, und Ihr wolltet mich ihm zur Frau geben. So gebet mich ihm jetzt zur Krankenpflegerin. Er bedarf meiner, er sehnt sich nach mir. Oh, meine gnädigsten Herrschaften, laßt mich zu ihm gehen, laßt mich in seinen Schmerzen ihn trösten, lasset mich sehen, ob meine Bitten, meine Liebe, meine Thränen den finstern Tod von seinem Lager fortscheuchen können. Ich sterbe tausend Tode, wenn ich ihn sollte sterben sehen, und doch will ich es auf mich nehmen, doch will ich nicht klagen und nicht weinen, will Alles tapfer hinnehmen, wenn ich nur bei ihm sein darf. Lasset mich zu ihm! Oh, Base Dorothea, Ihr seid ein Weib, und Euer Herz ist zärtlich und voll Liebe. Denkt, wenn Ihr erführet, es wäre Euch einer der theuern Söhne erkrankt, und er riefe nach Euch in seinen Leiden. Würdet Ihr nicht zu ihm hineilen, alles Andere unbeachtet lassen, um nur zu ihm zu kommen, zu dem Kranken, dem Leidenden, der Eurer begehrt, der wenigstens in Euren Armen sterben will?

Sprich nicht so von meinen Söhnen, rief Dorothea schaudernd, zeige mir nicht die Möglichkeit, daß sie erkranken könnten, während ich nicht bei ihnen bin!

Aber wenn sie's thäten, würde die Liebe der

Mutter mächtiger sein als jedes andere Gefühl, und Ihr würdet zu dem kranken Sohne eilen. Und ich liebe meinen Carl Aemil anjetzo, da er krank ist, wie eine Mutter ihr Kind liebt, das sie pflegen, das sie trösten, für das sie sterben möchte. Ach, lieber Oheim, redet für mich, habet Erbarmen mit mir.

Ach, gnädigste Durchlaucht, flehte Jacob Uhle, höret auf die liebe Prinzessin, lasset sie zu unserem Kurprinzen gehen, damit sie ihn tröste und vielleicht ihn errette!

Es geht ja nicht, es kann ja nicht sein, rief die Kurfürstin. Es wäre ja gegen allen Anstand und alle Sitte. Oder ich selbsten müßte dann mit der Prinzessin gehen, und ich fühle mich wahrlich von der langen Reise zu sehr angegriffen.

Und es lässet der Leibmedicus auch Niemanden herein, bemerkte Jacob Uhle rasch. Selbst dem Kammerherrn von Buch hat er die Thür gewiesen, und Alles muß still und lautlos um ihn sein. Nur mit der Prinzessin Durchlaucht will er eine Ausnahme machen, weil der Prinz, wenn er phantasirt und wenn er vernünftig ist, immer von ihr spricht, und sie immer so flehentlich, ach, so flehentlich zu sich ruft.

Hört Ihr's, er ruft mich, er ruft mich, jam-

merte Charlotte. Laßt mich zu ihm. Seid nicht hartherzig, laßt mich zu ihm.

Der Kurfürst hatte die Hände vor sein Antlitz gelegt, und still und traurig da gesessen. Jetzt ließ er die Hände niedergleiten, und da er Charlotte auf ihren Knieen sah, ging er zu ihr hin, hob sie sanft vom Boden auf und drückte sie in seine Arme.

Du bist ein tapferes und ein kühnes Herz, Charlotte, sagte er, und da Du hingehen willst, mit dem Tode zu kämpfen, um Deinen Liebsten, so soll man Dir das nicht wehren.

Aber, mein Gemahl, rief die Kurfürstin.

Still, Dorothea, sagte Friedrich sanft, aber fest. Es giebt Momente im Leben, in denen wir nur auf die Stimme Gottes und unseres Gewissens hören, nicht aber unser Ohr dem Geschrei und dem Spotte der Menschen offen halten dürfen. Die Charlotte steht in einem solchen Momente, und wenn sie zu unserem Sohne gehen will, so wollen wir es ihr nicht verwehren. Wenn er geneset, so wird sie seine Gemahlin, und er wird ihr dann die große Liebe danken, welche sie zu ihm hegt. Wenn er stirbt, und Gott möge in seiner Gnade es verhüten, so hat sie dann für ihr ganzes Leben das Bewußtsein, daß sie dem Geliebten die letzten Le-

bensstunden versüßet hat, das wird ihr ein Trost und eine Stärkung sein.

Ihr befehlt also, mein Gemahl, daß ich, da ich Euch kaum begrüßt habe, wieder abreisen soll? fragte die Kurfürstin. Denn wenn die Prinzessin nach Straßburg zu dem kranken Kurprinzen reisen soll, so muß ich sie natürlich begleiten, wenn auch die Thüre des Krankenzimmers, wie der Leibtrabant vermeint, für mich verschlossen bleibt.

Nein, Dorothea, Ihr könnt und Ihr werdet die Prinzessin nicht begleiten, erwiderte Friedrich Wilhelm ruhig. Ihr bleibet bei mir, denn wahrlich, ich bedarf Eurer troststreichen Nähe gar sehr. Gebet ihr eine Eurer Damen zur Begleitung mit, und der Leibtrabant Jacob Uhle soll neben dem Wagen reiten mit noch drei anderen Leibtrabanten.

Ich habe nur e i n e meiner Damen mitgebracht, nur meine getreue Martin ist bei mir. Aber es möge so geschehen, wie Eure Durchlaucht sagen, die Mademoiselle de Martin möge die Prinzessin begleiten.

Ich danke Euch, gnädigste Kurfürstin, ich danke Euch, rief Charlotte, die Hände der Kurfürstin an ihre Lippen drückend. Habet nun noch die Gnade und befehlet, daß ich sogleich abreisen

kann. Jede Minute ist eine verlorene, die ich nicht bei ihm bin, eine unwiederbringlich verlorene. Oh lasset mich zu ihm, Ihr habt es gehört, er ruft mich, er sehnt sich nach mir!

Man soll sogleich Alles zur Abfahrt bereit halten, befahl der Kurfürst.

Kurfürstliche Durchlaucht, sagte Jacob Uhle, ich habe schon vorher Alles besorgt, denn ich wußte ja doch, daß die gnädigsten Herrschaften meinem lieben Kurprinzen seine flehentliche Bitte nicht versagen könnten, und daß die Prinzessin zu ihm fahren würde. Der Wagen steht schon bereit, und die Leibtrabanten werde ich sogleich herbeiholen. In fünf Minuten können wir abfahren, wenn es der gnädigen Prinzessin so gefällig ist.

Ich bin bereit, mich hält nichts mehr zurück, rief die Prinzessin. Ich habe nur den einen Wunsch, so schnell wie möglich zu ihm zu kommen. Ich beschwöre Euch nur, Frau Kurfürstin, habet die Gnade, dem Fräulein von Martin zu befehlen, daß sie sich beeile.

Die Martin ist immer bereit, wenn es gilt, ein gutes Werk zu thun, sagte die Kurfürstin. Machet Euch nur fertig, Prinzessin, und seid ge-

wiß, Ihr werdet Eure Begleiterin schon unten am Wagen finden.

So gehe denn zu meinem Sohne, Charlotte, rief der Kurfürst bewegt. Bringe ihm Deine Liebe, und trage auch die meine zu ihm hin. Sage dem Aemil, daß mein Herz voll Traurigkeit ist um seine Leiden, und daß ich ihn mit all' meiner väterlichen Zärtlichkeit beschwören lasse, seiner zu schonen, sich nicht aufzuregen, sondern sich ruhig zu verhalten, und Alles zu thun, was die Aerzte ihm vorschreiben. Sage ihm, daß er die Hoffnung meiner Zukunft ist, und daß ich zu Gott flehe um seine Genesung. Gehe, meine Tochter, und Gottes Segen sei mit Dir.

Fünf Minuten später bestieg die Prinzessin den Wagen, der sie nach Straßburg bringen sollte. Mademoiselle Martin saß ihr gegenüber auf dem Rücksitz. Vorne auf dem hohen Kutschbocke thronte die Dienerschaft, und vier Leibtrabanten ritten zur Seite des Wagens.

Kein Wort ward innerhalb desselben gesprochen. Prinzessin Charlotte hatte mit verhülltem Haupte sich in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, die Martin saß steif und gerade ihr gegenüber. Ihr farbloses Gesicht war bewegungslos und kalt, wie immer; ihre schmalen, blutlosen

Lippen waren fest aufeinander gepreßt; ihre niedrige von dunklen Brauen begrenzte Stirn war klar und wolkenlos, nur aus ihren Augen blitzte ein unheimliches Feuer, flackerte es zuweilen, während sie auf die Prinzessin blickte, wie Hohn und Spott.

Der Wagen bewegte sich in rastloser Eile vorwärts. Auf allen Stationen standen die Relaispferde schon bereit, und jedem neuen Postillon schärfte Jacob Uhle ein, daß er doppeltes Trinkgeld erhalte, wenn er die Station in der Hälfte der taxemäßigen Zeit zurücklege.

Nur bei solchen Haltepunkten richtete die Prinzessin sich aus ihrer Ecke empor, und schlug den Schleier zurück, um das Wagenfenster herunterzulassen und Jacob Uhle heranzurufen, ihn mit zitternder Stimme zu fragen, ob man noch nicht am Ziele, ob Straßburg noch ferne sei?

Und Jacob Uhle tröstete die arme, zitternde Prinzessin, wie zärtliche Mütter ihre ungeduldigen Kinder zu trösten pflegen. Er sagte ihr immer, man sei nun bald am Ziele, und die Prinzessin möge nur noch ein wenig Geduld haben, der große Thurm vom Straßburger Münster wäre schon am Horizonte sichtbar.

Aber immer weiter rollte der Wagen, und

Stunde nach Stunde verging, ohne daß das Ziel erreicht worden.

Einmal in ihrer Herzensqual und Angst schrie die Prinzessin laut auf, und hob sich empor mit einer Bewegung, als wolle sie den Wagen öffnen und hinaus stürzen.

Gnädigste Prinzessin, sagte die Martin, sie sanft auf ihren Sitz niederdrückend. Ich beschwöre Euch, daß Ihr Euch ruhig verhaltet. Die Frau Kurfürstin hat mir befohlen, über Euch zu wachen, und ich muß Ihr gegenüber für Eure Durchlaucht einstehen.

Mein Gott, fühlen Sie denn nicht, was ich leide, Martin? fragte Charlotte mit hervorstürzenden Thränen. Ich möchte Flügel haben, um zu ihm hinzueilen, und muß hier langsam auf der Erde hinkriechen, bin immer noch ferne von ihm, und möchte doch Jahre meines Lebens hingeben, könnte ich damit nur ein paar Stunden erkaufen, um früher bei ihm zu sein. Mir scheint, diese Stunden sind Jahre, denn die Qualen eines ganzen Menschenalters drängen sich in ihnen zusammen.

Es ist eben Euer erster Schmerz, Prinzessin, und darum empfindet Ihr ihn so heftig, sagte die Martin achselzuckend. Wenn man viel gelitten

hat, so weiß man, daß die Geduld die erste Nothwendigkeit des Lebens ist, und daß man sein Herz zu beherrschen lernen muß.

Ihr habt nie geliebt, Martin, seufzte Charlotte.

Ein schwaches Lächeln glitt über die Züge der Martin hin. Ich habe geliebt, und ich liebe noch, sagte sie mit stolzer Ruhe.

Ihr liebt noch? Wen?

Die Kurfürstin Dorothea, erwiderte die Martin, und ein seltsames Lächeln verklärte ihr sonst so kaltes, starres Angesicht.

Gnädigste Prinzessin, rief Uhle, an den Wagen heransprengend, anjetzo habet Ihr überwunden. In fünf Minuten sind wir in Straßburg!

Gott sei gelobt, seufzte Charlotte, ihre Hände faltend. Nun möge nur der gütige Gott auch geben, daß ich ihn zum Mindesten noch am Leben treffe. Oh, und wenn der Tod ihn noch nicht gepackt hat, dann soll meine Liebe mit ihm ringen um den Besitz meines geliebten, theuern Aemil! Und die Liebe ist stark und voll göttlicher Kraft!

Der Tod ist stärker als die Liebe, sagte die Martin kopfschüttelnd, und Charlotte sah nicht, wie ihre Augen aufblitzten in Triumph und

Freude, denn sie hatte sich zum Fenster hinausgelehnt, in ungeduldiger Erwartung, daß man die Stadt erreicht haben möchte.

Und jetzt endlich fuhr der Wagen donnernd durch das hohe, burgartige Steinthor in Straßburg ein, in raschem Trabe durch die Straßen, und hielt nun an vor dem Hause, in welchem Prinz Carl Aemil wohnte.

Still und öde lag das Haus da mit seinen verhangenen Fenstern. Eine Kurfürstliche Schildwache stand vor der Thür und schulterte das Gewehr vor der Prinzessin, welche jetzt, ohne die Hülfeleistung der Lakaien abzuwarten, selber den Wagenschlag öffnete, hinaussprang und in das Haus eilte. Jacob Uhle hatte sich rasch vom Pferde geschwungen, und war ihr vorauf geeilt, um die Ankunft der Prinzessin zu annonciren, und jetzt kamen der Kammerherr Dietrich von Buch und der Leibarzt Weiß herbeigerannt, um die Prinzessin zu empfangen und ehrerbietigst zu begrüßen.

Wie geht es dem Prinzen? fragte sie athemlos. Ist er besser? Verlangt er nach mir?

Die beiden Herren antworteten ihr nicht, nur ihre traurige Miene und ihre Seufzer sprachen für sie. Die Prinzessin verstand diese

stumme Antwort, und sie verhüllte mit einem schmerzlichen Schluchzen ihr Haupt, und stand lange so da, kämpfend mit ihrem Schmerze und nach Fassung ringend.

Endlich, nach einer langen, schmerzlichen Pause, richtete sie sich wieder empor. Ich will ihn sehen, sagte sie. Laßt mich sogleich zu ihm! Weiß er, daß ich hier bin?

Gnädigste Prinzessin, erwiderte der Leibarzt achselzuckend, seit gestern weiß er nichts und liegt still da.

Ihr wollt doch nicht sagen, daß er todt ist, rief sie entsetzt.

Nein, Durchlaucht, es ist einer seiner gewöhnlichen Anfälle, nur dauert er diesmal länger. Vielleicht, bei Gott ist ja kein Ding unmöglich, vielleicht ist es eine glückliche Krisis, die zur Genesung führt.

Oder es ist der Tod, nicht wahr, das wollt Ihr sagen?

Prinzessin, der Kurprinz ist noch so jung und so kräftig, vielleicht überwindet er den Tod!

Welch ein grausames Lächeln über das Angesicht der Mademoiselle Martin flog, die hinter der Prinzessin in der offenen Thüre stand! Mit welchem seltsamen Ausdruck sie jetzt zurücktrat in

das Vorgemach und die Thüre leise andrückte, als wolle sie die Prinzessin bewachen, und davor bewahren, daß fremde Augen sie sehen und beobachten sollten in ihrem tiefen Schmerz.

Denn es waren fremde Augen da, welche sie beobachteten, fremde Augen, und wenn es auch nur die Augen eines Untergebenen, eines Dieners des Kurprinzen waren. Der Koch Lorand war da im Vorzimmer, und er näherte sich jetzt der Mademoiselle de Martin und schauete sie an mit flackernden boshaften Blicken.

Er wird den Tod nicht überwinden, Mademoiselle, sagte er leise.

Sie nickte stumm mit dem Kopfe, aber ihre Miene blieb unbeweglich, kalt und gleichgültig. Niemand konnte wissen, ob sie ihn höre, oder ob sie nur so vertieft sei in ihre Gedanken, daß sie der Außenwelt ganz abgestorben war.

Es war ein schweres Werk, fuhr Lorand nach einer Pause fort, es hat manchmal mein Herz erbarmt, ihn so ringen zu sehen mit dem Tode, und zuweilen hatte ich ein solches Gefühl von Jammer und Mitleiden, daß ich lieber die ganze Geschichte aufgegeben, und ihm das Leben, welches er so lieb, wiedergegeben hätte. Aber dann dachte ich an Euch, und daß ich Euch mit einem

heiligen Schwure gelobt habe, das Werk zu Ende zu führen, und mir dafür die bedungenen zehntausend Francs zu verdienen. Und so habe ich also dem armen jungen Prinzen jeden Tag seinen Labetrank gewürzet und bin unerbittlich gewesen um Euretwillen.

Mademoiselle de Martin antwortete noch immer nicht, sie blickte immer noch starr und unbeweglich in das Leere.

Ihr hört mich doch, Mademoiselle? fragte Lorand ungeduldig, und da die Martin immer noch in ihrem Schweigen verharte, fuhr er lebhafter fort: Ich möchte Euch nicht rathen, Euch das Ansehen zu geben, als ob ihr mich nicht verständet, oder gar abzuleugnen, was unter uns abgemacht ist. Im Falle Ihr das etwa wagen wolltet, um mich um mein Geld zu betrügen, so klage ich Euch an, und erzähle dem Kurfürsten Alles, und sage ihm, wer die Mörder seines Sohnes sind, gleichviel ob ich gehängt werde, Ihr werdet dann doch mindestens mit mir an den Galgen kommen, meine liebe, stumme Mademoiselle Martin. Ich werde wenigstens in guter Gesellschaft zur Hölle fahren. Darum rathe ich Euch, habet anjetzo die Güte, Euer Schweigen zu brechen und Euren lieben Freund Lorand, wie

Ihr mich so oft genannt habt, zu begrüßen. Gebet mir mein wohlerworbenes Geld, denn ich sage Euch, Mademoiselle, es ist die höchste Zeit, daß ich mich von dannen begebe. Der Kammerdiener umspäht mich schon seit acht Tagen und schleicht immer hinter mir her, wenn ich in die Küche gehe, und der Kammerherr von Buch hat mich heute mit so mißtrauischen und drohenden Blicken angesehen, daß mir ganz angst und bange ward. Ich fühle es, sie haben Verdacht auf mich. Wenn der Kurprinz todt ist, wird die Leiche es verrathen, woran er gestorben ist, und dann wird man mich packen und anklagen. Ich muß fort, noch ehe er gestorben ist, und die schwarzen Flecken auf dem todten Körper erscheinen. Ich weiß, daß die kommen, ich habe es ja schon einmal erlebt, und hätte Monsieur le Duc de Penthièvre nicht damals gleich nach dem Absterben so schwarze Flecke bekommen, so wäre es Niemandem eingefallen, mich anzuklagen, und ich lebte noch heute ungestört als ein Ehrenmann in meinem lieben Paris. Ich muß fort, sage ich Euch, bevor der Prinz stirbt, sonst bin ich verloren, und ich schwöre es Euch, wenn man mich verhaftet, so kage ich nicht blos Euch an, sondern ich klage die Frau

Kurfürstin an, denn ich weiß es wohl, daß sie die eigentliche Mörderin ist.

Jetzt kam Leben und Bewegung in die starre, schweigende Gestalt der Martin, jetzt blitzten ihre Augen auf in Zorn, und sie schleuderte einen so drohenden, wüthenden Blick auf Lorand, daß der zurückschrak, als habe ein Basiliskenauge ihn getroffen.

Wagt es, ein einziges Wort gegen die Frau Kurfürstin zu sprechen, und Ihr seid ein verlorener, todter Mann, flüsterte sie, und Lorand meinte wirklich das Zischeln einer Schlange zu hören. Elender, verblendeter Mensch, wißt Ihr denn nicht, daß die Frau Kurfürstin Euch mit Schimpf und Schande aus ihrem Dienste entlassen, daß sie in einem eigenen Handschreiben sogar den Kurprinzen vor Eurer Bosheit und Schlechtigkeit gewarnt hat? Und Ihre Durchlaucht wolltet Ihr anklagen? Ihr wollt mit glühenden Zangen gezwickt, Ihr wollt von wilden Pferden zerrissen werden? Denn Ihr denkt doch nicht, daß der Kurfürst Euren schmachvollen Verleumdungen Glauben schenken würde? Ihr wißt doch, daß er Euch strafen wird durch den qualvollsten Tod, den die Blutrichter ersinnen können? Sprecht aber noch ein Wort, und ich rufe den Kammerherrn von

Buch dort aus dem Nebengemache herbei, und ich selber klage Euch an, gleichviel ob ich selber dadurch in's Verderben käme. Was liegt mir daran! Ich habe doch mein Ziel erreicht! Ich habe mich gerächt! Der Kurprinz hat mich mit bösem Spott und Hohn verfolgt alle diese Jahre lang, er hat mich stets die böse Hexe genannt, und ich habe geschworen mich zu rächen. Ich habe meinen Schwur erfüllt, und die böse Hexe hat ihm sein Grab gegraben. Durch Eure Hand, Verruchter, Verworfener. Ihr seid das elende, verächtliche Werkzeug meiner Rache. Nehmet Euren Sündenlohn, und fahret zur Hölle.

Sie ließ aus ihrer Hand eine mit Goldstücken gefüllte Börse zur Erde niedergleiten. Lorand sprang wie eine Tigerkatze darauf hin, hob sie auf, und verbarg sie rasch in seinem Gewande.

Ihr habt doch richtig gezählt, Mademoiselle de Martin? Es sind doch richtige zehntausend Francs?

Sie antwortete nicht, sie war schon wieder in ihre Starrheit und Unbeweglichkeit zurückgefallen. Ich mache mich jetzt aus dem Staube, flüsterte Lorand. Meine Effecten sind schon alle gepackt, und ich wartete nur auf Euch. Denn ich wußte ja, daß Ihr kommen würdet! Hatte Euch ja in

meinem eigenen Briefe vermelden lassen, daß um diese Zeit hier die Katastrophe stattfinden würde. Es war ein feiner und hübscher Brief, nicht wahr? Niemand konnte daraus klug werden, der nicht das Geheimniß kannte, aber Ihr habt sogleich verstanden, und seid hieher gekommen, und wie hübsch von Euch, daß Ihr gleich Eure Herrin mitgebracht habt! Aber die liebe Kurfürstin weiß von nichts, sie ist ganz unschuldig, nicht wahr? Sie hat sich, wenn man so sagen darf, ein Alibi besorgt, und Ihr Brief an den Kurprinzen war ein Meisterstück von Schlauheit. Ihr denkt wohl, mich wollt Ihr betrügen, und ich soll auch an Euer Mährchen von der Unschuld der Kurfürstin glauben? Ach, ach, mich betrügt Ihr nicht, und ich weiß, was ich weiß.

Ein lauter Schrei ertönte eben aus den inneren Gemächern, dann ein zweiter Schrei, noch lauter, noch durchdringender.

Ah, der liebe Kurprinz ist aus seiner Betäubung erwacht, murmelte Lorand. Es ist Zeit, mich aus dem Staube zu machen. Lebet wohl, Mademoiselle de Martin. Auf Wiedersehen, wenn nicht hier, so doch in der Hölle!

Er grüßte die Martin mit einem vertraulichen

Kopfnicken, einem grinsenden Lachen, und schlüpfte eilends aus dem Gemach. —

Lorand hatte recht gehabt, der Kurprinz war so eben aus seiner Betäubung erwacht. Die Thränen, welche aus den Augen Charlottens heiß und glühend auf seine Stirn, auf seine Wangen niedergeträufelt waren, sie hatten ihn geweckt, hatten ihn dem Leben wieder gegeben. Mit einem Aufschrei war er zum Bewußtsein zurückgekehrt, und da er nun vor sich das zärtliche, das von Thränen überfluthete und doch lächelnde Angesicht seiner Geliebten sah, da er sie erkannte, war ein zweiter Schrei von seinen Lippen getönt, ein Aufschrei des Entzückens, der Wonne des Wiedersehens.

Er hatle sich aus dem Lehnstuhl erhoben, in welchem er, ganz angekleidet, von Kissen gestützt, gelegen, er hatte der Prinzessin die Arme entgegengebreitet, und sie hatte sich sanft an seine Brust gelehnt, hatte ihn fest umschlungen mit ihren Armen, und leise, zärtliche Worte der Begrüßung in sein Ohr geflüstert.

Sprich, sprich immer fort, sagte der Prinz, als sie schwieg, und ihn anschauete. Laß mich Deine Stimme immerfort hören, meine Geliebte, damit ich weiß, daß ich wache, daß es kein

himmlischer Traum ist, der mich umfangen hält. Sage, ist es wirklich wahr, Du bist bei mir, und Du bist mein?

Ich bin Dein, Aemil, für immer und ewig Dein, flüsterte sie, indem sie mit dem Heldenmuthe der Liebe ihre Thränen zurückdrängte und ihn lächelnd anblickte.

Du bist mein, wiederholte er, ewig mein! Ach, meine Charlotte, welch' ein schönes Leben das werden soll, und wie glücklich wir sein werden. Ich war in den letzten Wochen krank und leidend, aber jetzt bin ich wieder gesund. Ich fühl's, Dein Anblick hat mich wieder gesund gemacht.

Sie vermochte nicht ihm zu antworten, sie blickte mit einem tiefen Schmerzgefühl auf die matte, zerfallene Gestalt, die nur mühsam und schwankend sich aufrecht hielt, auf die eingesunkenen Wangen, die tief in ihren Höhlen liegenden Augen, in denen der letzte Strahl des Lebens aufflackerte.

Du antwortest mir nicht, Charlotte? fragte er heftig. Du glaubst wohl nicht an meine Genesung? Und auch Ihr Anderen, Ihr glaubt nicht daran? Da steht der Leibmedicus und hat die Augen niedergeschlagen, als schäme er sich, daß er nichts Besseres aus mir gemacht hat. Da steht

auch der Kammerherr von Buch mit ganz ernsthaftem Gesicht, und alle seine lustigen Geschichten sind verstummt. Und was ist denn das? Ist das nicht mein guter Jacob Uhle, der dorten an der Thüre steht, ist es mir nicht, als rännen ihm die Thränen über sein Angesicht? Warum weinst Du denn, mein Getreuer? Was haben sie Dir Böses gethan, daß Du jetzt weinen mußt, da ich doch denke, Du müßtest lachen, weil Du mich wieder gesund und wieder glücklich siehest?

Ich weine auch nicht, Durchlaucht, sagte Jacob Uhle mit gepreßter Stimme. Ich bin auch lustig und vergnügt, denn ich sehe ja, wie wohl es Eurer Gnaden ergehet, weil die Prinzessin hier ist.

Sage, weil meine Braut hier ist, rief der Kurprinz freudig. Denn sie ist meine Braut! Es ist nun kein Geheimniß mehr, Ihr könnt es Alle wissen, Charlotte ist meine Braut! Und ich will den Herrn Kurfürsten so lange mit Bitten bestürmen, bis er gestattet, daß wir uns recht bald vermählen. Komm, meine Geliebte, komm, wir wollen zu meinem Herrn Vater gehen, wir wollen ihn bitten —

Er that einige Schritte vorwärts, aber was war es, das sich auf einmal an seine Füße

anklammerte, daß er sie nicht mehr heben konnte, was war es, das ihn, der doch vorwärts schreiten wollte, zurückzog, und schwer, ach, so schwer über sein Haupt niedersank, bis daß er, ächzend unter der furchtbaren Last, taumelnd zurücksank in den Lehnstuhl.

Sie wußten es Alle! Sie kannten die furchtbare Gestalt, die zu ihm herantrat, die ihn packte, und über seinem Haupte hockte, ihn anblies mit ihrem Verwesungshauch. Sie wußten es Alle, daß es der Tod war, welcher seine mitleidslosen Hände nach ihm ausstreckte.

Er aber, er wußte es nicht! Ihm schien es, nachdem er aus kurzer Bewußtlosigkeit sich jetzt aufrichtete, daß auf einmal alle Last der Krankheit und der Schmerzen von ihm gewichen, daß er genesen sei. Er wußte nicht, daß der Tod nur die Last des Lebens langsam von seiner Brust abhob, und daß seine Seele ihre Schwingen regte, um sich emporzuheben in das ewige Leben.

Sein Auge strahlte, seine Wangen rötheten sich, das Blut schoß ihm noch einmal wie ein Feuerstrom durch alle Adern hin, und machte sein Herz, das vorher so matt geschlagen, wieder laut und kräftig pochen. Die Jugend, die Liebe, das

Leben flackerte noch einmal in ihm auf vor dem Erlöschen. Und er hielt den letzten Strahl der untergehenden Sonne für den Aufgang eines neuen, glücklichen Tages.

Oh, ich bin gesund! Die Krankheit ist von mir abgefallen! Ich fühle wieder Kraft in meinen Adern, Muth in meiner Seele! Es fällt mir eine Wolke von meinen Augen, und ich sehe! Ich sehe Dich, meine Charlotte, die ich so lange entbehrt, die ich so lange geliebt habe. Ich sehe auch hinein in die Zukunft, und es ist mir als leuchte sie mir entgegen mit schmetternden Fanfaren und mit leuchtenden Ruhmeskränzen. Oh, meine Charlotte, siehest auch Du diese leuchtende, ruhmbekränzte Zukunft, und freuest Du Dich ihrer?

Ich freue mich ihrer, Aemil, sagte sie mit zitternden Lippen. Denn Du bist glücklich und Dein Glück ist das meine!

Ja, ich bin glücklich, rief er aufathmend, nun giebt es für mich keine Sorgen und Kümmernisse mehr, denn Du bist bei mir, die böse Frau hat Dich nicht getödtet, und sie hat es nicht verhindern können, daß wir Beide glücklich mit einander sind. Oh, Charlotte, meine Geliebte, komm an mein Herz! Liebe mich recht inniglich, denn ich

liebe Dich so sehr, und es giebt nur eine Eroberung, nach der man sich sehnen, die man erstreben kann, und diese Eroberung ist: die Liebe eines edlen Menschenherzens. Ich habe Dich mir erobert, meine holde Braut, und Du sollst mich glücklich machen und gut, und — aber was ist das, es ist mir, als sähe ich Dich aus weiter Ferne. Wo bist Du?

Hier bin ich, mein Aemil, dicht an Deiner Seite.

Sie schmiegte sich an ihn und legte ihr thränenschweres Haupt auf seine Schulter.

Und wo ist der Doctor Weiß, fragte er weiter, wo ist Dietrich von Buch? und mein guter Jacob Uhle?

Hier bin ich, Herr Kurprinz, ich — Jacob Uhle konnte nicht weiter sprechen, er lehnte sein Haupt an die Wand und schluchzte laut.

Warum weinst Du, Jacob Uhle? Und auch Ihr Beide, warum weint Ihr? Warum seht Ihr mich so traurig an? Seid doch heiter und lustig, denn ich sage Euch, Ihr sollt Eure Freude an mir haben. Ich bin oft störrisch und wild gewesen, ich habe Euch viel zu schaffen gemacht. Aber jetzt wird das Alles anders werden. Ich bin jetzt so glücklich, und Ihr Alle sollt nun glücklich werden durch mich. Ich will ein neues Leben anfangen,

und Charlotte soll mich lehren, gut und sanft zu sein. Ich will mich nun vorbereiten auf meinen großen und heiligen Beruf, damit ich dereinst meinen Unterthanen ein guter und gerechter Herrscher werde. Das Beispiel meines Vaters soll mir immer vor der Seele leuchten, und ich will ihm nachstreben, damit ich ihm ein würdiger Nachfolger werde. Warum weinst Du, Charlotte?

Ich weine nicht, mein Geliebter, flüsterte sie, sanft seine Wange streichelnd und mit dem Linnentuch ihm den Schweiß von der todeskalten Stirn trocknend. Wie könnte ich weinen, da Du doch glücklich bist. Denn Du bist glücklich, nicht wahr?

Ich bin es, glücklich, sehr glücklich! Aber was ist das? Was legt sich da auf einmal so kalt und eisig auf mein Haupt? Was krampft mir das Herz zusammen? Luft! Luft!

Er sprang von dem Lehnstuhl empor, er schaute mit wirren, entsetzten Blicken umher; sein Auge fiel auf den Arzt, der gesenkten Hauptes, mit gefalteten Händen neben seinem Lehnstuhl stand, und ein furchtbarer Schrecken malte sich auf einmal in seinen bleichen Zügen.

Herr Gott im Himmel, schrie er entsetzt, ich muß sterben! Aber nein, nein, das ist ja nicht möglich, so grausam kann Gott nicht sein! Sagt

es, Doctor, nicht wahr, ich kann noch leben, ich bin noch jung, es ist unmöglich, daß ich jetzt schon sterben muß. Sprecht doch, mein Gott, so sprecht doch! Ich will es wissen! Muß ich sterben?

Gnädigster Prinz, Ihr seid ein sterblich Geborener, Ihr werdet dem Loose der Menschheit Euch unterwerfen müssen.

Aber nicht jetzt, oh nein, noch nicht jetzt! Es ist unmöglich! schrie er mit tiefem Wehlaut, indem er die beiden Arme wie flehend zum Himmel emporstreckte. Du kannst das nicht wollen, Gott! Du kannst nicht so grausam sein! Nein, nein, ich sterbe nicht! Komm, Charlotte, laß uns von hier fortgehen, weit, weit fort von hier! Gieb mir Deine Hand und laß uns von hinnen wandern.

Sie reichte ihm ihre Hand, und er umklammerte sie mit seinen beiden Händen, und zog die Geliebte zu sich und drückte sie an sein Herz. Laß uns wandern, Charlotte, fort aus dieser dumpfen, schwülen Höhle, in die keine Sonne hinein scheint, in der kein Stern uns leuchtet. Sieh dort drüben, dort, jenseits des Abgrundes, sieh dort das wundervolle Land! Wie es da liegt im Sonnenglanz, wie schön es ist! Siehst Du die Engelein dorten in den Rosengebüschen, hörst Du die himmlische Musik? Und was ist denn das? Was taucht da empor

über dem Myrtengesträuch? Ist es der Mond, der goldige, schöne Mond? Nein, jetzt erkenne ich es, jetzt sehe ich es! Meiner Mutter Angesicht ist es, meiner lieben Mutter! Sie lächelt mir zu, und wie Mondenlicht ist ihr Antlitz, und wie Sterne glänzen ihre Augen. Sie lächelt mir, sie ruft mich zu sich, sie winkt mir zärtlich mit der Hand! Ich komme, meine liebe Mutter, ich komme!

Er sank zurück in den Lehnstuhl, seine Lippen murmelten noch einmal: Ich komme! Dann ward Alles still; der Kurprinz Carl Aemil, eingetreten in das neue Leben, von dem er zuvor schon gesprochen, war todt! Die Prinzessin Charlotte hielt ihn in ihren Armen, und wie sein Haupt immer schwerer und kälter an ihre Schulter sank, fielen ihre Thränen wie warmer Himmelsthau auf seine Stirn, und segneten mit dem Schmerzensgruße der Liebe das irdische Theil Dessen, den sie geliebt hatte mit überirdischer Liebe. Neben dem Lehnstuhle standen der Leibmedicus und der Kammerherr, und zu den Füßen des Todten kniete der Leibtrabant, sein Haupt an die Kniee seines Herrn gelehnt, die beiden Fäuste an seinen Mund gedrückt, um nicht mit lautem Schluchzen die heilige Stille zu unterbrechen. —

8.

Die Todesbotschaft.

Die Kurfürstin Dorothea ging mit unruhigen Schritten in ihrem Gemach auf und ab. Sie hatte den ganzen Tag an der Seite des Gemahls die Maske sanfter Ruhe, theilnehmender Bekümmerniß getragen, sie hatte mit ihm geklagt und gehofft, mit ihm gebetet und zu Gott geflehet um die Rettung des Sohnes. Seit der Abreise der Prinzessin hatte man keine Nachrichten vom Kurprinzen erhalten, fast drei Tage waren seitdem vergangen und Jacob Uhle war noch immer nicht zurückgekehrt, und doch hatte der Kurfürst es ihm zur heiligen Pflicht gemacht, sogleich entweder selbst wieder umzukehren, oder durch einen andern Courier ihm Nachricht zu senden.

Aber nun ging der dritte Tag zu Ende, und

noch immer blieb jede Nachricht aus. Der Kurfürst hatte sich den ganzen Tag in einer fieberhaften Aufregung und Unruhe befunden. Dadurch war die Gicht, welche ihn seit einiger Zeit wieder heimgesucht hatte, mit aller Stärke hervorgetreten, und plagte ihn mit grimmigen Schmerzen. Jetzt seit einer Stunde hatte er indessen wieder etwas Ruhe gefunden, und ein erquicklicher Schlaf hatte sich auf seine Augen niedergesenkt.

Die Kurfürstin hatte sich also in ihr Gemach zurückziehen dürfen. Aber sie fand keine Ruhe in demselben, eine unaussprechliche Angst und Sorge bemächtigte sich ihrer Seele, Schauer des Entsetzens durchrieselten sie wie mit Fieberfrost. Sie klingelte, und befahl dem eintretenden Lakaien, Feuer im Kamin anzuzünden. Wie die Flammen dann in den aufgeschichteten Holzstößen hoch aufwirbelten, schien es ihr, als erwärmte das ihre erstarrten Glieder. Es that ihr wohl, sich selber sagen zu können, es sei nur ein körperliches Unwohlsein, das sie mit solchen Frostschauern durchschüttele, und nicht aus ihrer Seele heraus komme ihr Unwohlsein, sondern die Erkältung habe es ihr angethan.

Aber ihre Gedanken wandten sich doch immer

wieder dem Kurprinzen Aemil zu, und doch erzitterte sie, wenn sie seiner gedachte. Wie mochte es ihm ergehen, und war seine Krankheit wirklich tödtlich? Mußte er, so jung, so kräftig von Natur, mußte er wirklich dem Tode erliegen? Ein Gefühl bangen Mitleids, tiefen Entsetzens überkam sie.

Es kann nicht sein, nein, es kann nicht sein! Er ist so jung, er wird den Tod besiegen, die Gebete seiner Geliebten werden selbst Gott zum Mitleid bewegen?

Und wenn es nun so ist, fragte es tief und heimlich in ihrem Herzen, wenn er nun geneset, wirst Du Dich dann freuen? Werden dann die Hoffnungen für Deinen Aeltestgeborenen, welche kaum erst zu dämmern begonnen, wieder hinabsinken in Nacht und Dunkel?

Gott, oh Gott, murmelte sie erschauernd, erbarme Dich mein! Bewahre mich vor schlimmen Gedanken und vor den Versuchungen des Bösen!

Sie sank in den Lehnstuhl nieder, der nahe am Kamin stand, und starrte in die Flammen, die mit lustigem Geprassel die Holzstöße durchglühten, und deren Knistern und Knacken das einzige Geräusch war, welches die Stille des weiten, dämmernden Gemaches unterbrach.

Die Flammen vergehen und sinken in Asche zusammen! So ist's mit dem Leben des Menschen. Ein helles Aufleuchten, ein heilig Feuer von Leid und Lust, von Lieb' und Haß, und dann verlöschen die Flammen und nichts bleibt übrig als ein Häuflein Asche, als Staub und Moder! Und auch er wird Staub werden, er, der Kurprinz, ihr Feind, der Feind ihrer Kinder, denen er im Wege stand! Sein Schicksal ist erfüllt, — aber war's auch sein Schicksal? Ist es Gott, der es gewollt hat, ist es Gott, der ihn zu sich ruft?

Wieder erschauert sie, und ein tiefes Grauen befällt sie! Sie hat Furcht vor sich selber, Furcht vor den grellen Lichtstreifen, welche die aufflackernden Flammen hier und dort entzünden, welche wunderbare Figuren und Streifen durch den dunkeln Raum werfen. Es ist ihr, als stiegen feurige Gestalten aus dem Kamine empor und schaueten sie an mit glühenden Augen, und zeichneten mit brennenden Fingern dort drüben an die dunkle Wand ihr gegenüber ein einzig Wort, das ihr Herz mit Entsetzen und Grauen erfüllte, denn es funkelte und glitzerte in allen Flammen der Hölle, und es hieß: Mord!

Dorothea verhüllte sich das Gesicht und sank schreckenbleich in den Lehnstuhl zurück.

Das Feuer knisterte und zischelte noch immerfort, und zog lange Schatten und lange Lichtstreifen durch das dunkle Gemach, und ein solcher Schatten schwebte von der Thür da drüben heran dicht zu dem Fauteuil, in welchem die Kurfürstin verhüllten Hauptes lag. Er neigte sich über die Lehne ihres Sessels, er flüsterte mit den Stimmen des Feuers, mit den Stimmen ihres eigenen Herzens in ihr Ohr: Sei getrost, Fürstin, richte Dein Haupt auf und weine nicht mehr! Es sind nur noch zwei Knaben Deinem Erstgeborenen im Wege. Carl Aemil ist todt!

Todt! Er ist todt! tönte es wie ein unheimliches Echo von ihren Lippen; aber sie zog das Tuch nur fester um ihr Haupt; selbst die Dunkelheit im Zimmer und das Feuer im Kamin sollten ihr todesbleiches, zuckendes Antlitz nicht sehen.

Carl Aemil ist todt, flüsterte die Stimme wieder, und sterblich geboren, wie er, sind auch seine Brüder. Der eine ist ein kränklicher, ausgewachsener Krüppel, der andere ist ein Kind! Bucklige und Krüppel leben nicht lange, und sie lassen keine Nachkommenschaft zurück, sie zu beweinen! Kinder aber sind den Gefahren der Krankheiten unterworfen, und wer nicht am Rothlauf stirbt,

der kann am Fieber oder an den Masern den Tod finden.

Meine Kinder auch, oh Gott, meine Kinder auch, murmelte die Kurfürstin entsetzt, und eine unaussprechliche Bangigkeit erfüllte ihr Mutterherz.

Deine Kinder werden leben, flüsterte die Stimme hinter ihr. Sie werden leben, und jene werden in den Tod sinken! Dein Sohn Philipp wird der Nachfolger des Kurfürsten werden, denn der Bucklige und das Kind werden sterben.

Entsetzlich! Fürchterlich! Weicht von mir, ihr bösen Geister! Schweigt, schweigt, ihr Mordgedanken! rief die Kurfürstin, vom Lehnstuhl aufspringend. Licht! Ich will Licht haben! Herein, Ihr Leute, herein, bringet Licht!

Sie ging hastigen Schrittes nach dem Tische hin, der in der Mitte des Zimmers stand, griff nach der Klingel und schellte heftig.

Zwei Thüren öffneten sich zu gleicher Zeit. In der einen erschien ein Lakai mit dem silbernen Armleuchter voll brennender Wachskerzen, in der andern Thür erschien die Martin in ihrem langen weißen Gewande, das Haupt von einem weißen Schleier umhüllt.

Martin, Du bist wieder da?

Ja, Durchlaucht, ich bin wieder da! Ich habe

Ihre Durchlaucht die Prinzessin Charlotte wieder hierher begleitet. Ich habe, wie Eure Kurfürstliche Durchlaucht mir befohlen, sie keinen Augenblick verlassen.

Und der Kurprinz?

Der Kurprinz ist gestern in den Armen der Prinzessin gestorben. Es kostete Mühe, die Prinzessin von der Leiche fortzuführen. Fast mit Gewalt brachten wir Ihro Durchlaucht in den Wagen. Es war eine recht erschütternde Scene. Wir sind vor einer halben Stunde hier angelangt, und ich habe die Prinzessin sogleich in ihr Bett gebracht. Sie ist krank und fiebert stark; sie hat vielleicht von dem Stoff der Krankheit, welcher der Prinz erlegen, zu viel eingeathmet.

Die grauen Augen der Kurfürstin blitzen höher auf, und ihr fragender Blick wendet sich auf das Antlitz der Martin hin, das bleich ist und kalt, wie immer.

Kennt man seine Krankheit? Weiß man, woran er gestorben?

Der Leibmedicus ist zweifelhaft, ob es das Lazarethfieber oder ein schleichendes Nervenfieber gewesen. Bei mir ist es außer allem Zweifel: der Kurprinz Carl Aemil ist vergiftet.

Die Kurfürstin schrak zusammen und ihr ent-

setzter Blick starrte auf die Martin hin. Vergiftet? Und wen wollt Ihr anklagen? Wer könnte ein solches Verbrechen begangen haben?

Der Koch, Durchlaucht, der böse Lorand, vor welchem Eure Durchlaucht selber in einem eigenhändigen Briefe den Kurprinzen gewarnt haben!

Es blitzte wie ein Strahl des Triumphes in den Augen der Kurfürstin auf, und sie streckte mit einem leisen Neigen ihres Hauptes der Martin ihre Hand entgegen.

Aber diese schien es nicht zu gewahren, sondern blieb in ihrer respectvollen Haltung. Wollen Eure Durchlaucht nicht die Gnade haben, den Kammerherrn Dietrich von Buch zu empfangen und sich Bericht erstatten zu lassen?

Hat er dem Kurfürsten schon berichtet? Weiß es der Kurfürst?

Nein, Eure Durchlaucht. Es mag es Niemand wagen, ihm die Trauerbotschaft zu überbringen. Herr von Buch hofft, daß Eure Durchlaucht die Gnade haben werden, sie dem Kurfürsten mitzutheilen, oder wenigstens Seine Gnaden vorzubereiten, dabei gegenwärtig zu sein, wenn er dem Kurfürsten Bericht erstattet.

Dorothea antwortete nicht. Sie ging wieder langsam auf und ab, das Haupt erhoben, die

weit geöffneten Augen in das Leere starrend. Das Feuer im Kamin war zusammengefallen, nur hier und da leckte noch eine bläuliche Flamme aus der rothen Gluth hervor, und es knisterte zuweilen und es zischelte, als sprächen die Geister des Feuers leise mit einander, und flüsterten die Dämonen der Hölle ihre Geheimnisse der Kurfürstin zu, welche vor dem Kamine jetzt stehen blieb, und in die tiefrothe Gluth, und in die bläulichen, tänzelnden Flammen schauete.

Hoffte die Kurfürstin vielleicht, daß die Stimme, welche vorhin zu ihr gesprochen, sich wieder vernehmen lassen, daß sie ihr Rath ertheilen, ihr Trost zusprechen solle?

Es blieb still hinter ihr, kein Schatten schwebte zu ihr heran, keine Stimme ließ sich hören. Die Martin stand mit ihrem ruhigen, kalten Gesicht, mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich da, und wartete auf die Antwort der Kurfürstin.

Dorothea wandte sich ihr jetzt zu mit aufleuchtendem Auge und entschlossener Miene. Der Herr von Buch soll sich in das Vorzimmer des Kurfürsten begeben, und dorten mein Kommen erwarten. Ich werde sogleich mich dorthin begeben.

Fräulein von Martin verbeugte sich. Wollen

Eure Kurfürstliche Durchlaucht nicht vorher noch Toilette machen, die Trauerkleidung anlegen?

Trauerkleidung! Wir sind ja nicht vorbereitet, Martin, wir haben nicht das Costüm im Feldlager bereit.

Vergebung, Durchlaucht. Ich habe die nöthige Trauerkleidung schon aus Berlin mitgebracht, und es liegt jetzt schon Alles im Toilettenzimmer der Kurfürstlichen Durchlaucht bereit.

Dorothea erbebte, und eine tiefe Blässe überdeckte ihre Wangen. Gut denn, ich will die Kleider anlegen. Sie werden besser als alle Worte den Kurfürsten vorbereiten.

Eine Viertelstunde später begab sich die Kurfürstin aus ihren Gemächern in diejenigen ihres Gemahls. Ein langes, weißes Trauergewand umhüllte ihre Gestalt, ein dichter, weißer Schleier fiel von ihrem Haupte über ihren Rücken bis zur Erde nieder, die Hände der Kurfürstin waren mit schwarzen Handschuhen bedeckt, und ein schwarzer Gürtel umschloß ihr Gewand.

Im Vorzimmer des Kurfürsten trat ihr der Kammerherr von Buch mit trauriger Miene entgegen, und neigte sich tief vor der Kurfürstin, die jetzt eben den Schleier dichter um ihr Haupt zog,

daß nur ihre Augen aus der weißen Umhüllung hervorblitzten.

Folget mir, Herr Dietrich von Buch, sagte die Kurfürstin, indem sie durch das Vorgemach schritt. Tretet hinter mir ein, und wartet alsdann an der Thüre, bis ich Euch näher rufe!

Sie öffnete geräuschlos die Thüre des Kurfürstlichen Gemaches, und schritt in dasselbe hinein. Herr von Buch folgte ihr, und blieb, wie ihm geheißen, an der Thüre stehen.

Ein Windschirm war unfern von der Thüre aufgestellt, um den Kurfürsten vor jedem Zug zu schützen. Die Kurfürstin schob denselben zurück, und dieses Geräusch weckte den Kurfürsten, welcher in leisem Halbschlummer auf dem Fauteuil gelegen.

Seid Ihr da, meine liebe Dorothea? fragte er mit sanfter Stimme. Kommet Ihr, mir Nachricht zu bringen von unserem lieben Kurprinzen?

Sie näherte sich ihm, und während sie dann hinter der hohen Lehne seines Sessels hervortrat, neigte sie sich mit einem zärtlichen Blicke zu ihm nieder.

Schauet mich an, mein theurer, geliebter Friedrich, und Ihr werdet die traurige Wahrheit erkennen.

Die großen Augen des Kurfürsten richteten sich auf ihre Gestalt, und seine Züge nahmen einen schmerzlichen, entsetzten Ausdruck an. Die weiße Frau, murmelte er, die weiße Frau aus unserem Schlosse zu Berlin! Du willst mir damit sagen, Dorothea, daß unser Sohn gestorben ist?

Ja, mein theurer Gemahl, Gott hat ihn zu sich genommen.

Carl Aemil, mein Sohn, ist todt, seufzte der Kurfürst, indem er seine Hände vor sein Antlitz legte und leise weinte und seufzte.

Herr von Buch, rief die Kurfürstin, tretet näher, und berichtet Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht.

Du hast meinen lieben Knaben sterben sehen? fragte der Kurfürst, indem er den thränenvollen Blick auf den Kammerherrn heftete. Du hast seinen letzten Seufzer gehört, und Dir ist geworden, was dem armen Vater nicht geschehen, Du hast in seinen letzten Momenten neben dem Kurprinzen verweilen und einen Gruß der Liebe von ihm empfangen können?

Ja, Durchlaucht, ich habe diese heiligen Momente erlebt, und ich werde sie mein Lebtage nicht vergessen.

Erzählet, Herr von Buch, erzählet, gebot die Kurfürstin.

Georg von Buch erstattete nun seinen Bericht, er erzählte genau und umständlich von dem Wiedersehen des Prinzen und der Prinzessin, er schilderte dann den Verlauf der Krankheit, die Schmerzen und Qualen des Kurprinzen, und berichtete sodann auch über die auffallende Veränderung, welche gleich nach dem Tode des Kurprinzen an seiner Leiche wahrgenommen worden. Es hatten sich sofort auf dem Antlitz und den Händen schwarze große Flecken gebildet, und alle Zeichen der Verwesung hatten sich sofort eingestellt.

Gott, rief der Kurfürst auffahrend, Gott behüte, daß mein armer Sohn nicht einige vergiftete Bissen bekommen hat!*)

Ich bin überzeugt, daß er sie bekommen hat, rief die Kurfürstin lebhaft.. Ich habe in der Seele die Gewißheit, daß er hingemordet, schmählich hingemordet worden ist.

Um Gott, Dorothea, wer könnte ein solches Verbrechen an unserem lieben, unschuldigen Sohne begangen haben?

---

*) Des großen Kurfürsten eigene Worte. Siehe: v. Orlich. Geschichte des großen Kurfürsten, Th. I. S. 538.

Derjenige, mein Gemahl, vor dem ich ihn gewarnt habe, weil er ein böser und schlechter Mensch war. Der Koch Lorand. Erinnert Euch, mein Gemahl, daß ich in einem eigenhändigen Schreiben den Kurprinzen beschworen habe, diesen Menschen nicht in seine Dienste zu nehmen, daß ich ihn gewarnt habe vor dem schlechten und boshaften Subjecte, dessen Stirn gezeichnet war mit dem Stempel des Verbrechens! Allein er wollte nicht auf mich hören, und recht meiner Warnung zum Trotz nahm er den bösen Feind in seine Dienste. Nun hat man mir hier erzählet, daß der Kurprinz in letzter Zeit viel Aergerniß mit seinem Koche gehabt, und daß er ihn oft in Zorn versetzet hat, wo dann der Kurprinz sehr heftig geworden, und den bösen Menschen also gegen sich erbittert hat.

Ist das wahr, Dietrich? fragte der Kurfürst. Verhalten sich die Dinge so, wie man der Frau Kurfürstin berichtet hat?

Ja, Durchlaucht, sie verhalten sich so. Der Kurprinz gerieth öfter in letzter Zeit in gar heftigen Zorn gegen den Koch Lorand, denn dieser Mensch war gar trotzig und reizte ihn durch sein unverschämtes Betragen! Wir Alle haben schon Verdacht gegen diesen Menschen gehabt, da der Kurprinz noch

lebte, und wer weiß, ob er ihm nicht Gift in seinen Trank gemischt hat.

Mein Gemahl, rief die Kurfürstin heftig, ich beschwöre Euch, gebet Befehl, daß man diesen Menschen sogleich verhafte und zur Untersuchung ziehe.

Ja, so soll es sein, sagte der Kurfürst. Wir können meinem lieben Kinde das Leben nicht wiedergeben, aber wir können seinen Mörder strafen, und wir werden es, wenn es wirklich wahr ist, daß der schändliche Mensch ihn ermordet hat. Dietrich von Buch, sendet sogleich einen Eilboten nach Straßburg und befehlt, daß man den Koch Lorand verhafte und hieher führe.

Gnädigster Herr, das ist leider unmöglich!

Weshalb unmöglich?

Weil dieser schändliche Mensch die Todesstunde des Prinzen benutzt hat, um sich heimlich mit seinen Effecten von dannen zu machen. Wir wollten ihn verhaften lassen, aber der Mensch war verschwunden, und nirgends mehr eine Spur von ihm zu entdecken.

Ihr seht es, Durchlaucht, rief die Kurfürstin heftig, Ihr seht es, meine schlimmen Ahnungen haben sich erfüllt. Oh, warum wollte der Kurprinz nicht auf sie hören, warum mißtraute er mir, da

ich es doch so treu und ehrlich mit ihm meinte. Er ist vergiftet, oh, glaubt es mir, dieser böse Mensch hat ihn vergiftet. Und der Verbrecher ist entflohen, und wir können an ihm nicht einmal den Tod unseres geliebten Sohnes rächen!

Möge Gott es thun, sagte der Kurfürst feierlich. Ihm übergebe ich die Rache, und er wird sie vollführen. Ihr, meine liebe Dorothea, habet als eine treue und liebevolle Mutter gehandelt an dem geliebten Sohn, Ihr habt ihn gewarnt, und wolltet das Unheil von ihm abwenden. Aber sein böses Verhängniß wollte, daß er nicht auf Eure Warnung hörte, sondern aus freiem Willen seinem Verderben entgegen ging. Ich beuge mein Haupt unter dem Willen Gottes, aber meine Seele ist tief betrübt, und ich möchte schier verzagen und vergehen vor tiefem Weh. Ach, es ist ein gar bitterer Schmerz, einen lieben Sohn hinabsteigen zu sehen in die Gruft, in welche doch der Vater dem Sohne voransteigen sollte.

Und der Kurfürst brach in lautes, schmerzliches Weinen aus.

Die Kurfürstin sagte nichts, sie hatte den weißen, dichten Schleier ganz fest um ihr Gesicht gezogen, und man hörte nur ihre schweren Seuf-

zer und das schmerzliche Stöhnen, das unter ihrem Schleier hervordrang. —

Am andern Tage hatte sich die Nachricht von dem Tode des Kronprinzen in Colmar und im ganzen Lager verbreitet, und ein schmerzliches Jammern und Wehklagen war überall, unter den Generälen und Officieren wie unter den Soldaten. Jedermann beklagte den so frühzeitigen Tod des hoffnungsvollen Jünglings, Jedermann fühlte sich gedrungen, dem edlen, tiefgebeugten Vater sein Mitgefühl auszudrücken.

Die Generäle und Officiere füllten den ganzen Tag die Vorzimmer des Kurfürsten, die Gemeinen standen in dichten Haufen vor dem Hause, und blickten hinauf zu den Fenstern ihres Kriegsherrn, und murmelten und sprachen leise unter einander.

Der Kurfürst hatte die ganze Nacht geweint und geklagt, er war die ganze schmerzensreiche Nacht nur der zärtliche, schmerzbeladene Vater gewesen, aber jetzt, da der Tag wieder aufgegangen, jetzt war er wieder der starke Mann, der Held, der Ueberwinder.

Die Gicht war von ihm gewichen in dieser Nacht des Seelenschmerzes, der Kurfürst konnte sich wieder bewegen, konnte sich wieder erheben von seinem Lehnstuhl und gehen und wandeln.

Man führe mir mein Pferd vor, sagte er, ich will durch das Lager reiten. Meine Soldaten sollen sehen, daß ihr Kriegsherr in Demuth und Frömmigkeit sich dem Willen Gottes unterwirft, daß der Schmerz, welcher den Vater niederbeugt, den Soldaten nicht anfechten darf. Ihr, Frau Kurfürstin, sollet mich gütigst auf meinem Ritt durch das Lager in einer offenen Sänfte begleiten. Die Armee soll ihre Landesmutter begrüßen und soll erkennen, daß, wenn uns auch der Sohn gestorben, das Gefühl der Theilnahme für unsere Soldaten doch in uns lebendig geblieben.

Die Kurfürstin fügte sich in schweigender Unterwürfigkeit dem Willen des Gemahls, und um die Mittagsstunde begab man sich hinaus in das Kurfürstliche Lager, das dicht vor dem Thore vor Colmar auf der weiten Ebene sich ausdehnte.

Der Kurfürst in seiner stattlichen Uniform, den großen, goldverbrämten runden Hut mit den weißen Straußenfedern tief über die Stirn gedrückt, ritt zur Seite der halbgeöffneten, von acht Leibtrabanten getragenen Sänfte, in welcher die Kurfürstin Dorothea saß. Ein glänzendes Gefolge von Generälen und Officieren kam hinter ihnen her, und acht reichgekleidete Pagen gingen zu beiden Seiten der Sänfte. Aber doch war es ein Trauerzug, und

alle Gesichter waren trübe und umwölkt, und nicht das leiseste Lächeln zeigte sich auf denselben.

Selbst die Soldaten, welche sonst dem Kurfürsten immer ihre jubelnden Grüße entgegengebracht, waren heute ergriffen von der allgemeinen Trauer, sie standen salutirend zur Seite des vorüberrauschenden Zuges, aber kein Vivat erscholl, kein Liebesgruß empfing das Kurfürstliche Paar.

Indessen hatte das Gerücht von dem Besuche der Kurfürstin sich durch das ganze Lager verbreitet, und von allen Seiten eilten die Soldaten in dichten Haufen herbei, drängten von allen Seiten sich heran, daß der Kurfürst und seine Gemahlin und das glänzende Gefolge nur mühsam noch vorwärts zu kommen vermochte.

Jetzt aber, da sie zu Hunderten, da sie zu Tausenden heranströmten, jetzt waren die Soldaten nicht mehr wortlos, nicht mehr stumm. Jetzt brachen sie das ehrfürchtige Schweigen, mit welchem sie zu Anfang heute den Kurfürsten angeschaut. Jetzt sprachen sie, und die Blicke, welche sie auf die Kurfürstin hefteten, waren drohend, trotzig und verächtlich.

Der Kurprinz ist todt! Unser liebe Kurprinz ist todt, sagten sie. Wer hat die Schuld an seinem Tode? Wer hat ihn gemordet?

Wer hat ihn gemordet? schrieen nun hundert und hundert Stimmen auf einmal.

Der Kurfürst erhob Ruhe gebietend den Arm, er wollte sprechen, aber Niemand hörte auf seine Stimme, und über die weite Lagerfläche hin hallte sie noch immer wieder, die fürchterliche Frage: Wer hat ihn gemordet?

Und immer dichter drängten die Haufen der Soldaten heran, und immer trotziger wurden ihre Blicke, immer wilder ward ihr Geschrei.

Der Kurprinz ist ermordet! Ist vergiftet! Wer hat's gethan!

Und eine Stimme aus der Mitte eines wilden und tobenden Haufens rief: Die böse Stiefmutter hat's gethan!

Und der ganze Chor brüllte und schrie: Die böse Stiefmutter hat's gethan! Die böse Stiefmutter hat den Kurprinzen vergiftet.

Wieder hob der Kurfürst den Arm, wieder wollte er sprechen, aber die rohen, durch das Lagerleben ganz verwilderten Soldaten hörten nicht mehr auf ihn. Sie begannen mit lauter Stimme Verwünschungen auszustoßen gegen die Kurfürstin, sie nannten sie eine Giftmischerin, sie drohten mit den Fäusten und drängten sich mit so wildem Ungestüm heran, daß die Suite des Kurfürsten

kaum vor den thätlichen Angriffen der Soldaten die Sänfte der Kurfürstin beschützen konnte.*)

Dorothea saß bleich und mit einem verächtlichen, stolzen Lächeln um ihre fest zusammengepreßten Lippen in ihrer Sänfte. Sie schauete mit ruhigem, herausforderndem Blick auf die Soldatenmenge, welche sie umtosete. Sie verhüllte nicht das Haupt, sondern schob den weißen Schleier noch mehr zurück, daß man sie deutlich sehen könnte, sie schaute stolz umher, und es schien, als ob sie taub sei gegen die Verwünschungen, welche man ihr überall entgegen schleuderte.

Der Kurfürst war bleich geworden wie ein Todter, seine großen blauen Augen schleuderten Blitze des Zornes auf die tobende, verwünschende Menge, den Degen hatte er aus der Scheide gezogen, und hielt ihn drohend, ruhegebietend empor. Dicht an die Sänfte seiner Gemahlin ritt er heran, und neigte sich zu ihr nieder mit einem Blick voll Liebe und Zärtlichkeit.

Halte aus, mein tapferes Weib! Diese Menschen sind rasend. Der Schmerz um den Prinzen hat sie in Wuth versetzt! Halte aus, Dorothea!

---

*) Historisch. Siehe: König, Geschichte von Berlin. II.

Wir werden bald überwunden haben! Da sind schon die Thürme von Colmar!

Ob sie die Worte ihres Gemahls gehört hat? Sie erwidert kein Wort, aber sie schauet zu ihm empor, und ein Lächeln gleitet über ihre Züge hin. Die Soldaten schreien und toben noch immer, sie achten nicht auf das Wirbeln des Generalmarsches, auf das Commando der Officiere, die herbeigeeilt sind, um sie zur Vernunft zurückzurufen. Sie schreien und heulen immer noch: Sehet die Giftmischerin! Die Stiefmutter hat den Prinzen Aemil ermordet!

Gott sei Dank! Da sind die Thore von Colmar! Hinein jetzt, rasch hinein, und nun, da die Suite auch in die Stadt eingeritten, nun rasch die Thore geschlossen!

Jetzt hielt der Zug vor dem Quartier des Kurfürsten, und Friedrich Wilhelm schwang sich vom Pferde, um seiner Gemahlin die Hand zu bieten und ihr beim Aussteigen aus der Sänfte behülflich zu sein. Sie legte sanft und ruhig die Hand auf den Arm des Gemahls und folgte ihm still in das Haus und die breite Treppe hinauf.

Vor der Thüre, die zu ihren Gemächern führte, blieb sie stehen, und heftete ihre Augen

mit einem tiefforschenden Blick auf das Antlitz des Gemahls.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, glaubst Du auch, was Deine Soldaten von mir sagen?

Um Gott, Dorothea, welch eine entsetzliche Frage! Es wäre eine Beleidigung, wollte ich darauf nur ein Wort erwidern. Mein Herz ist voll Zorn und Schmerz über diese hochverrätherischen Buben, und ich will ein Exempel statuiren, und blutige Gerechtigkeit soll geübt werden!

Nein, sagte sie ruhig und stolz, es soll kein Exempel statuirt werden, und keine Untersuchung und kein Gericht soll stattfinden. Wenn Du hundert Menschen hinrichten läßt, weil sie mich eine Giftmischerin gescholten, so werden aus ihrem Blute zehntausend Lästerungen erstehen, die dasselbe hinausschreien in die Welt, um das Du die Anderen gerichtet hast. Laß sie reden und schreien, ich bleibe doch, was ich bin!

Sie nickte dem Kurfürsten zu und trat in die Thür zu ihren Gemächern, welche die Martin ihr geöffnet hatte. Sie schritt stolz, gehobenen Hauptes durch das Vorgemach, wo die Dienerinnen standen, und behielt ihre stolze Haltung, bis die Thüren ihres Cabinets sich hinter ihr geschlossen hatten. Aber dann blitzte es auf in ihren Augen,

dann zuckte es wie Zornesflammen durch ihr Angesicht, und ihre Lippen bebten, und ihr Busen wogte, und ihr Athem ging keuchend aus demselben hervor.

So stand sie da, mitten in dem Gemach, düsteren, flammenden Angesichts, bewegungslos erst und starr, wie eine Statue des Zornes und des Hasses, dann kam Leben in die Gestalt, dann hob sie ihre Arme mit den geballten Fäusten hoch empor, und mit wuthzitternder Stimme murmelte sie: Ihr wollt den alten Haß zwischen uns also nimmer enden lassen! Selbst aus dem Grabe heraus verfolgt ihr mich noch, und trachtet mich zu beschimpfen? Ihr wollt den Kampf, Ihr Söhne Eurer Mutter? Wohlan, ich nehme ihn an, ich, die Mutter meiner Söhne. Jetzt sind nur noch Zwei da, die uns im Wege stehen! Ihr sollt den Weg frei geben, Ihr sollt meinen Söhnen Platz machen! Das schwört Euch Eure Stiefmutter, schwört es für ihre Söhne! Hütet Euch, Ihr Söhne der Holländerin. Ich werde Euch vernichten, denn ich hasse Euch, und ich liebe meine Kinder.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.